11/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Wer ist „die Kachel"?

Vor dem Wahltag am 8. Juni – eine Volkskammerkandidatin im Porträt

P. S. zum Lexikon

Über eine kleine Völkerschaft am Fuße des Kaukasus

Frühlingsfreuden im Berliner Thälmann-Park

Spaß im Mai

★ Inhalt

8. Juni Volkskammerwahlen
Ingeborg Kachel, Berliner Brigadierin und Volkskammerabgeordnete **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Neues vom Bauplatz Mukran – die Brücke für Klaipeda **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wissenschaftspolitik
Interview mit Prof. Dr. Gerhard Keil **Seite 16**

Reisenotizen
Am Yangzi – Chinas größtem Strom **Seite 18**

Tourismus-Ratgeber **Seite 20**

Memoiren
Erinnerungen eines Revolutionärs **Seite 22 und Seite 27**

Völkerschaft
In keinem Lexikon: Die Abasiner **Seite 23**

Serie
Tatsachen, Hintergründe, Personen aus der Geschichte der Abrüstung **Seite 28**

Bildende Kunst
Lubok – der russische Bilderbogen **Seite 30**

Leseraussprache
Stammkundschaft – Sowjetliteratur **Seite 32**

Literatur
Jiři Mucha: „Sarah Bernhardt“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Das Tierhäuschen **Seite 40**

Sport
Fußball-WM – Chancen für alle **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Raumfahrt
Neue Etappe – Pendelverkehr im All **Seite 46**

Theater
Entdeckungen in Warschaus Großer Oper **Seite 52**

Titelfoto:
Detlev Steinberg fotografierte Katrin Malinski, Schülerin der 18. Oberschule Berlin-Prenzlauer Berg

Redaktionsschluß für dieses Heft: **16. 5. 1986**

★ Im Blickpunkt

III. Treffen der Freundschaft zwischen der Jugend der DDR und der VR Polen

Mit der Arbeit ihrer Hände...

Die letzten Böllerschüsse sind längst verhallt, die Fanfaren liegen poliert in ihren Koffern, das Gras auf den Festwiesen im Park richtet sich wieder auf, Straßen und Plätze sind blankgefegt – in Cottbus ist wieder der Alltag eingezogen. An drei Frühlingstagen war die Metropole der Niederlausitz Hauptstadt für Tausende junger Leute aus der DDR und der benachbarten Volksrepublik Polen (Foto rechts). Nach Frankfurt an der Oder 1977 und Szczecin 1984 sind diese

Freundschaftstreffen schon eine Tradition der Freien Deutschen Jugend und der vier polnischen Jugendverbände.
Inzwischen sind die 4000 polnischen Mädchen und Jungen, ebenso wie ihre deutschen Freunde, zurückgekehrt an ihre Schulbänke, auf die Felder, in Labors oder an ihre Maschinen. Auch Jolanta Piątek (im linken Foto rechts) steckt wieder die Spulen mit dem feinen Kunstseidenfaden auf die, wie es in der Fachsprache heißt, Streckzwirnmaschine. Ihr Weg von Cottbus zurück in ihren Betrieb war indessen nicht so weit wie der der meisten Delegierten des Sozialistischen Jugendverbandes des Polens. Ihr Arbeitsplatz befindet sich am westlichen Ufer der Neiße – im Chemiefaser-Werk „Herbert Warnke“ in Wilhelm-Pieck-Stadt Guben. So ungewöhnlich ist das jedoch nicht. Schließlich arbeiten hier schon seit Jahren mehr als 800 Frauen aus ihrer Heimat. Zum größten Teil wohnen sie auf der anderen Flußseite und passieren Tag für die Tag die Brücke zwischen Guben und Gubin. Jolanta Piątek indes muß etwa 300 Kilometer Schienenweg hinter sich bringen, um ihr Elternhaus in Konin zu besuchen. Sie ist eine von hundert polnischen Jugendlichen, die sich – durch ein Regierungsabkommen beschlossen – in vier Jahren mit der speziellen Technik hier vertraut machen. „Anfangs hatte ich doch recht oft Sehnsucht nach daheim“, sagt Jolanta. „Aber meine deutschen Kollegen sind immer so nett gewesen zu mir, daß ich mich nun, nach zwei Jahren, in Guben schon fast wie zu Hause fühle.“ Kontaktprobleme gibt es für die zumeist jungen Arbeiter aus beiden Ländern ohnehin kaum, auch wenn während der Schicht die Verständigung in den gemischten Kollektiven schwierig ist. Man muß sich anstrengen, um den Maschinenlärm zu übertönen. Die Unterhaltung wird in den Pausen, auf Brigadeabenden oder bei Ausflügen nachgeholt. Und solch ein Jugendtreffen, wie das in Cottbus, fördert die Verständigung noch mehr, weitet den Horizont. Schließlich fuhren sie als Kollektiv, trafen sich mit anderen, tauschten sich aus – Gedanken über Frieden und Krieg, Urlaub und Arbeit, Musik und Mode. Heike Bielefeldt, das Mädchen neben Jolanta, war auch dabei. Für sie und ihre Freunde ist es selbstverständlich, daß sie mit ihren polnischen Kollegen auch gemeinsam feiern. „Wir arbeiten ja zusammen. Und unser Konto Junger Sozialisten ist das Ergebnis aller Jugendlichen im Betrieb…“ Die schneeweißen Spulen drehen sich unermüdlich in rasendem Tempo. Wenn der Maschinenlärm nicht wäre, könnte man ihr Sausen hören. Der feine, kaum sichtbare Faden umhüllt Lage für Lage den Kern, nach der Schicht sind es mehr als fünf Kilometer auf jeder Spule. 40 an einer Maschine, 40 mal 5 Kilometer Faden, fast so lang wie Jolanta Piąteks Weg nach Haus… Es liegt schon etwas Symbolisches in der Arbeit dieser beiden Frauen, ihrer schlanken Hände, die sich ohne Vokabeln verstehen. Hier auf diesem Fleck deutschen Bodens, wo vor zwei Generationen niemand an Zwirn für Gardinen oder Hochzeitskleider dachte, sondern eine Munitionsfabrik Tod produzierte…

Hajo Obuchoff (Text)
Ullrich Burchert,
Mahmoud Dabdoub
(Fotos)

Die Wolke

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

In Westberlin sterben jährlich von 18 000 Säuglingen 225 kurz nach der Geburt oder noch im ersten Lebensjahr. Das sind – ähnlich wie in der BRD – etwa 13 von 1000. Der Westberliner Frauenarzt Prof. Saling nannte am 7. Mai die Ursachen: Mängel in der Versorgung vor und während der Geburt.

Da haben sich gewisse Brunnenvergifter etwas entgehen lassen. Wo man doch gerade so schön am Zuge ist: Hätte man diesen schrecklichen Tatbestand nicht auch gleich dem „immer anwesenden Terrorismus Ghaddafis“ anhängen können? Oder der in Tschernobyl entwichenen radioaktiven Wolke? Angesichts niederträchtiger Versuche westlicher Medien, ein tragisches Geschehen für verwerfliche politische Zwecke auszunutzen, fragt man sich, wie man derart im diametralen Gegensatz zu elementaren moralischen Normen reagieren, wie man triumphierende Schadenfreude kaum verhehlen kann, die doch für jeden normalen Menschen eine widerliche Haltung ist? Oder sollte sich die Havarie „gerade zur rechten Zeit“ ereignet haben, womöglich gar willkommen gewesen sein?

Vor der Beantwortung dieser Fragen einige Fakten: Von 1971 bis 1984 ereigneten sich in Kernkraftwerken von 14 Staaten 151 schwere Havarien. Am 30. März dieses Jahres entwichen nach einer Explosion im britischen Kernkraftwerk Dungeness, südöstlich von London, radioaktive Gase. Das lebensgefährliche Atom-Unglück im amerikanischen Harrisburg war bei uns Gegenstand sachlicher Meldungen. Keiner dieser Fälle war in sozialistischen Medien Anlaß für Verdächtigungen oder Sensationshascherei. Die vielen Pannen, die dem Challenger-Unglück vorausgegangen waren, die Space-Shuttle-Katastrophe selbst, die Explosion der Titan- und nun der Delta-Rakete. Wir haben sachlich reagiert und objektiv gewertet.

Oder andersherum: Seit 32 Jahren betreibt die Sowjetunion erfolgreich Kernkraftwerke. Das erste Atom-Kraftwerk, der erste Atom-Eisbrecher: Es waren sowjetische. Sie bestanden jeden Dauereinsatz und bewähren sich bis zum heutigen Tag. Die Sowjetunion verfügt über die längsten, größten und erfolgreichsten Erfahrungen bei der friedlichen Anwendung und Entwicklung der Atomkraft.

Nun also der Unfall im Kernkraftwerk in der Sowjetunion. Mit Opfern (deren Zahl im Westen verhundertfacht wurde) und einer Ausstrahlung am Unglücksort in einem Umkreis von 20 bis 30 Kilometern.

Tragik. Aber kein Argument gegen Atomkraftwerke und die friedliche Nutzung der Atomkraft. Das französische Kommissariat für Atomenergie stellte fest: Die außerhalb der Sowjetunion gemessenen Strahlungsdosen ergaben, „daß die Effekte der durch den Unfall freigesetzten Radioaktivität nur schwach waren und … zu keinem Zeitpunkt eine Gefahr für die Gesundheit der Bevölkerung und die Umwelt darstellten“. Das deckt sich mit den Erkenntnissen aller ernsthaften Wissenschaftler, mit der Nachrichtengebung aus Moskau, auch mit Erklärungen einiger Regierender in Westeuropa, es habe „zu keiner Zeit irgendeine Gefahr bestanden“.
Warum also die beispiellose, organisierte Hetze – von wolkigen „Warnungen“ und heuchlerischen „Vorsorgemaßnahmen“ bis zur unverhüllten, umfassenden antisowjetischen Kampagne? Man steht öffentlich am Schandpfahl. Und da soll abgelenkt werden! Da sind Journaille, Politikaster und „Wissenschaftler“ (die in ihrer Käuflichkeit diesen Namen nicht verdienen) aufgerufen: „Bedrohung aus dem Osten – jetzt auch radioaktiv!“ (während ernsthafte Wissenschaftler und seriöse Politiker längst Entwarnung gegeben hatten). „Die schwache Sowjetunion, technisch sowieso unterlegen, hat die Kernkraft nicht im Griff!“ (während sowjetische Kosmonauten den Verkehr von Weltraumstation zu Weltraumstation aufgenommen haben).

Aber vor allem: „Reden wir über Tschernobyl, was das Zeug hält, dann denkt man nicht über Challenger, Titan und Delta nach! Machen wir den Leuten angst, dann vergessen sie vielleicht die Fortsetzung amerikanischer Nukleartests; dann übersehen sie die Radioaktivität rings um die Atomkraftwerke in den USA und der BRD.“ Und daß in der BRD die größte Anhäufung von nuklearen und chemischen Waffen festzustellen ist, gerät dann vielleicht in Vergessenheit … Der Handelskrieg der USA gegen die westeuropäischen Verbündeten, die Erpressung zur SDI-Beteiligung stehen dann auch nicht mehr so im peinlichen Mittelpunkt.

Und schließlich: Reagans ‚Krieg der Sterne‘ und Gorbatschows Vorschläge für eine von nuklearen und konventionellen Waffen freie Welt zur Jahrhundertwende: Wenn man sich nur genügend überschlägt in Sachen „Terrorismus“ und „sowjetische radioaktive Bedrohung“, dann könnte das Wichtigste – das Überleben der Menschheit und ihres Erdballs – ins Sekundäre, weniger Wichtige, vielleicht in Vergessenheit gedrängt werden. Und man könnte kräftig weitertesten und die Erde verpesten – egal, was damit der Welt beschert wird…

Meine Leser, hiermit soll kein ernstes Unglück verharmlost, kein tragisches Geschehen abgeschwächt werden. Man wird Schlußfolgerungen ziehen. Auch internationale Experten sind vor Ort oder eingeladen. Das ist eine Sache.

Aber was bleibt und worüber weiter zu reden sein wird: Das ist die schier unglaubliche Hetze. Das sind Gewissen- und Skrupellosigkeit imperialistischer Reaktionen. Auf dem sogenannten Weltwirtschaftsgipfel in Tokio bejahte man die Politik des Dialogs und der Verhandlungen; das ist gut. Aber man redete auch sehr viel über „internationalen Terrorismus“ und über die Havarie in Tschernobyl. Und dabei fehlte es nicht an antisowjetischen Ausfällen.
Trotz der Entwarnung nach dem Unglück, es bleibt die Warnung hart im Raume stehen, die Michail Gorbatschow vor der Weltöffentlichkeit zum Ausdruck brachte, die Warnung, welches Unheil über die Menschheit kommen würde, bräche ein Kernwaffenkrieg aus.

Volkswahlen am 8. Juni: Unsere Stimme den Vertrauensleuten des Volkes!

Held mit Kittels

Ingeborg Kachels Weg ins Parlament

Ein Beitrag von Klaus Hurrelmann (Text)
und Detlef Christel (Fotos)

chürze

Geboren in „O'weide" an der Spree und heute noch dort ansässig, hat sie in ihrem Leben allerhand gelernt, wovon ihr nichts an der Wiege gesungen wurde. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund, ob sie mit einem englischen Lord, mit einem Minister oder dem Generaldirektor ihres Kombinats redet. Wenn sie ins Schauspielhaus Berlin geht, sieht sie sich alles mit besonderen Augen an. Denn schließlich hat sich die Berliner Arbeiterin aus dem KWO auch um den Wiederaufbau dieser Kulturstätte gekümmert. Als Abgeordnete der Volkskammer der DDR. Nun steht der Name Ingeborg Kachel zum vierten Mal auf der Kandidatenliste.

Held mit Kittelschürze

Brigade „Käthe Kollwitz“: „Wir sind dafür, daß unsere Brigadierin Ingeborg Kachel wieder Volkskammerabgeordnete wird!“

Schummrig war es, gleich unterm Dach, wo sie vor gut fünfzig Jahren das Licht der Welt erblickte. Wilhelminenhofstraße, Berlin-Oberschöneweide. Die eine Straßenseite – Fabrik an Fabrik, Konzernbetriebe. Auf der anderen wohnten die Leute. Das war Milljöh. Kein Milieu, aus dem heraus man „was wurde“.

Ingeborg Kachel ist waschechte Berlinerin: „Schließlich bin ich 'ne geborne Pannke. Mit zwei ‚n‘.“ Vater war Arbeiter bei der Stadtentwässerung, Gullitaucher. Sechs Kinder, vier Mädchen, zwei Jungen. Da konnte Mutter nicht in die Fabrik gehen, zuverdienen. Bitter nötig wär's gewesen.

Knapp Zeit zum Wiegenliedersingen

Ein Lied vom einfachen Mädchen, das emporkommt bis in die „Spitzen der Gesellschaft“, das wurde an der Wiege in der Dachstube nicht gesungen. Mutters Zeit fürs Wiegenliedersingen war knapp.

Faschismus, Krieg. Vater wurde Soldat. Der Bombenterror vertrieb die Familie aus Berlin. Ingeborg, sieben Jahre alt, verschlug es allein nach Thüringen, zu fremden Leuten. Mutter landete mit den Geschwistern im ehemaligen Ostpreußen. 1949 erst waren alle wieder beieinander. Für Ingeborg Pannke schien das Milljöh unverändert. Als Kindermädchen fing sie an bei einer selbständigen Schneidermeisterfamilie. Drei Jahre zuvor waren die „Grundrechte der Jungen Generation“ verkündet worden, Ingeborg hatte das nicht mitgekriegt. Die Chancen, die sich hierzulande jungen Leuten schon damals boten, der Zufall stieß sie darauf.

„Eine Nachbarin brachte mich ins KWO, in die Spulenwicklerei, wo ich heute noch arbeite.“ Nun war sie endlich dort gelandet, wo nach unserer Sicht auf die Welt das getan wird, was Bewegung in die Menschheitsgeschichte bringt. Aus dem Arbeiterkind war eine Arbeiterin geworden.

Lieder hat ihr keiner gesungen. Aber Lieder waren zu hören. „Um uns selber müssen wir uns selber kümmern…“

Volkseigen – das Wort überm Werktor las sich gut. Also habe ich hier was zu sagen, punktum. Diese Haltung von Ingeborg fiel auf, schaffte Ansehen. Nach der nächsten Gewerkschaftswahl hieß ein Vertrauensmann – Ingeborg Pannke. Die war nicht stille, wenn was durchzuboxen war.

Frauenarbeit. Frauenbrigade. Da gab's öfter mal Sorgen, damals noch ohne Haushaltstag, Gesetz zum Schutz von Mutter und Kind, Babyjahr, Kindergeld, ohne Kindergartenplätze, mit Lebensmittelkarten und Babywäsche nur auf Punkte.

Nicht so leben müssen wie Mutter

„Nicht so leben müssen wie Mutter, nur zu Hause schuften. Sie hatte es zu schwer mit uns Halbdutzend. Kinder aber wollte ich unbedingt. Zwei, nicht mehr. Sie ordentlich erziehen.“ Das war ihre wichtigste Erfahrung aus der Mädchenzeit.

Ihren Mann Gert lernte sie im „Alten Ballhaus“ kennen. Er war Matrose bei den bewaffneten Kräften, am Spreeufer stationiert. Als die Versetzung an die Ostseeküste bevorstand, bat er, in Berlin bleiben zu dürfen. Die Begründung für diesen Antrag: Der Sohn war unterwegs. Aber Heirat oder gar Zusammenziehen war noch nicht. Nur, wer Arbeit in Berlin hatte, bekam die Aufenthaltsgenehmigung für die noch schwerzerstörte Stadt. Arbeit fand sich, Wohnung nicht. Vor Nationalem Aufbauwerk und Wohnungsbauprogramm. Wo kamen sie unter? Unterm Dach, bei den Eltern, Wilhelminenhofstraße. Das war 1952.

„Seitdem ist er Berliner. Wir nahmen 'ne Hauswartstelle an. Mit Stube und Küche. Dann ging's los mit den AWG. Mitbauen, Einzahlen. 1957 hatten wir unsere eigene Wohnung.“

AWG „KWO“ – das war nicht der Grund, der Ingeborg Kachel an das Werk fesselte. „Nee, ich würde nie was anderes tun wollen, war immer mit der Arbeit zufrieden. Nach ein paar Jahren als Ungelernte habe ich den Facharbeiter als E-Mechaniker gemacht. 1963, als ich elf Jahre gewickelt hatte, wurde ich Brigadier. Das hatte ich mir selber eingebrockt, denn ich war die einzige mit einem Facharbeiterbrief. Und den braucht man mindestens für diese Funktion. Brigadier mach ich gern, sitz zwar oft über Papierkram am Schreibtisch, bin aber mittendrin.“

Sie trägt unter anderem Verantwortung für den Materialfluß, die Arbeitseinteilung, die Arbeitsvorbereitung, sie schreibt die Arbeitszettel aus. Wenn sie nicht spuren würde, spüren es die Kolleginnen an der Lohntüte…

Ingeborg Kachel sagt, die Arbeit in der Spulenwickelei sei nicht schlecht für Frauen. Nicht monoton. Man muß mitdenken und aufpassen. Sie haben es nicht mit Kabeltrommeln, sondern mit Spulen zu tun. Vor allem für den Fernmeldeverkehr. So klein wie Garnrollen in der Nähmaschine. Helle Köpfe sind gefragt, Verantwortungsgefühl für Qualität und Genauigkeit.

Der Wecker blieb stehen

Sechsunddreißig Jahre arbeitet Ingeborg Kachel im KWO. Ein einziges Mal kam sie zu spät. Eine halbe Stunde, die peint sie heute noch. Der Wecker war stehengeblieben.

„Weil ich alles sehr ernst und genau nehme, ist es wohl mit mir so gekommen. Ziemlich ehrgeizig bin ich nämlich.“

Sie wurde als erste in der Brigade Aktivist, erhielt im Laufe der Zeit noch fünfmal die Aktivistenspange. Andere wollten auch was von der forschen, resoluten Ingeborg haben. Sie wählten sie zum BGL-Mitglied. „Da war ich plötzlich Partner vom Arbeitsdirektor, hatte nicht selten mit dem Generaldirektor des Kombinats zu tun.“

Es begann eine Zeit ernsthafter Beschäftigung mit Ökonomie, mit Arbeitsrecht. Sie wollte Fundiertes beisteuern, wenn sie mit am Tisch saß. Hat alles regelrecht in sich hineingefressen. Auch bei einem

Aus Kultur und Kunst in den Jahren 1981–1985

Auch an dieser Bilanz hat Ingeborg Kachel Anteil – als Mitglied des Volkskammerausschusses für Kultur:

MUSENTEMPEL
Unter anderem wurden folgende neu- und wiederaufgebaute Kultureinrichtungen eröffnet: Neues Gewandhaus Leipzig (1981); Haus der Kultur Gera (1981); Deutsches Theater/Kammerspiele (1983); Schauspielhaus Berlin (1984); Semper-Oper Dresden (1985).

GASTSPIELMAGNET
Die DDR empfing 393 ausländische Orchester, Theater-, Opern-. Ballett- und Folkloreensembles zu 2125 Vorstellungen und Konzerten.

LESELAND
Insgesamt erschienen in diesem Zeitraum in DDR-Verlagen 31 564 Buchtitel mit einer Gesamtauflage von 719,7 Millionen Exemplaren, darunter 6248 ausländische Werke aus über 55 Sprachen. Im Durchschnitt besitzt jeder DDR-Haushalt 143 Bücher.

MUSIKKULTUR
7085 Konzerte gaben die 88 Orchester der DDR allein im vergangenen Jahr.

ARBEITERFESTSPIELE
Zu den 20. Arbeiterfestspielen der DDR 1984 im Bezirk Gera fanden etwa 600 Veranstaltungen statt, bei denen sich zwei Millionen Besucher an den Darbietungen von 14 500 Volks- und Berufskünstlern erfreuten.

VOLKSKUNST
1985 bestanden 21 986 Kollektive des künstlerischen Volksschaffens, in denen 302 090 Werktätige einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung nachgehen.

THEATERBLÜTE
Die 183 Theater und Spielstätten werden alljährlich von etwa zehn Millionen Zuschauern besucht. Die DDR hat 72 Schauspielensembles, 42 Chöre, 40 Ballette.

MUSEUMSLEBEN
1985 wurden mit 34,4 Millionen Gästen die bisher höchsten Besucherzahlen der Museen und Gedenkstätten erreicht.

Ingeborg Kachel, Arbeiterin aus dem KWO, im Plenarsaal der obersten Volksvertretung unserer Republik.

Mit Enkel Norman im Garten, den Familie Kachel seit einem Jahr bearbeitet. Ernte '85: 7 Birnen, 36 Äpfel, sogar schon eine Partie Petersilie für die Kaufhalle.

Held mit Kittelschürze

Frauen-Sonderlehrgang für Wirtschaftspolitik.

Als der frühere Generaldirektor Pohler sich in die Rente verabschiedete, sagte er vor versammelter Mannschaft zu seinem Nachfolger Adolph: „Wenn die Kachel zu dir kommt, die brauchste gar nicht abwimmeln. Die ist gleich zur anderen Tür wieder drin."

Miteinander auch im Streit

Ingeborg Kachel: „Ich gehe zu denen ja selten mit was Positivem. Meistens meckere ich dort. Wir wissen aber voneinander, wenn wir uns beharken, es muß ein Miteinander bleiben, auch im Streit."

Kurz und gut, Kollegin Kachel hatte einen Namen, war bekannt wie 'n bunter Hund. Als man 1971 im KWO nachdachte über die Nominierung eines Kandidaten für die Volkskammer, da war's soweit.

„Nee, so geht das nicht", wehrte sie sich. „Das packe ich einfach noch nicht. Und außerdem muß ich erstmal meinen Mann fragen." Ihr erster Rückzieher?

Gert Kachel, ebenfalls Brigadier im KWO, erfuhr am Abendbrottisch, was man seiner Frau angetragen hatte. Als sie zu Ende war, fügte sie noch einen Satz hinzu: „Wenn du jetzt ‚ja' sagst, darfst du mir später keine Vorwürfe machen. Es wird sich einiges ändern bei uns."

Er machte ihr Mut: „Du weißt doch, was du kannst."

Heute sieht sie das so: „Ich hätte lieber im Stadtbezirk angefangen, sozusagen von unten nach oben. Damit meine ich – ein Volksvertreter muß vor allem Fuß fassen im eigenen Wahlkreis. Und das gleich als Abgeordnete der obersten Volksvertretung, naja..."

Aber sie hat auch damals schon was bewirkt. An der Station für leichterkrankte Kinder hatte sie Aktien. Manche Mutti konnte weiterarbeiten, wenn es so schlimm nicht war mit dem Sprößling. Lang, lang ist's her. Wirklich schon so lange? Es klingt was mit, wenn Ingeborg Kachel sagt: „Wer braucht sowas noch? Davon ahnen junge Leute heute kaum was..."

Jetzt biste mal stille...

Nun steht der Name Ingeborg Kachel zum vierten Mal auf der Kandidatenliste. Sie redet von „der Kammer", wenn sie die Volkskammer meint, weiß, daß sie für manchen „die Olle aus'm KWO ist, die nie Ruhe gibt", schmunzelt über ihren Spitznamen „Kammer-Kachel", freut sich, wenn mit ihrem Zutun etwas ins Lot kommt. Manchmal denkt sie, heute biste mal stille. Aber das kann sie dann doch nicht. Zum Beispiel, als in Oberschöneweide ohne Wissen und schon ganz ohne Zustimmung der gesellschaftlichen Kräfte eine Arztpraxis für Orthopädie geschlossen wurde. Die Volkskammerabgeordnete wurde hellwach. Raum fand sich für eine neue Praxis. Parterre, gut für Rollstuhlfahrer. „Klappt da was nicht", hatte sie im Köpenicker Rathaus angekündigt, „und es gibt weitere Eingaben, könnt ihr euch frischmachen!"

Zur Eröffnung ging sie auch. Eine Frau rüttelte vergebens an der Haustür. Ingeborg Kachel trat mit dem Fuß dagegen, da tat sie sich auf. Nur verklemmt. Dankbare Blicke und Worte: „Ich bin hier nämlich die neue Ärztin." Die Kacheln: „Nun wissense, wie sie an ihren Arbeitsplatz kommen."

Entscheidung in der Straßenbahn

Mit der Zeit geschah es öfter, daß man sie mit „Genossin Kachel" ansprach. Sie korrigierte: „Ich muß darauf aufmerksam machen, daß ich keiner Partei angehöre."

Die meisten haben sie für eine Genossin gehalten. Sie arbeitete und handelte ja so. 1977, anläßlich einer Straßenbahnfahrt mit dem KWO-BGLer, sagte jener: „Weißte, Inge, eigentlich könnt'ste für deine Haltung auch den Beitrag zahlen!"

„Das haute mich um. Was gab es da zu entgegnen? Inzwischen habe ich selbst schon zwei Bürgschaften für junge Kollegen übernommen. Beide machen sich prima."

Die Kachel und ihre Brigade. Neulich, als wir sie im KWO besuchten, hatte die Brigadierin sechserlei Nagellack auf ihren Fingern. Das war, als die neue „action"-Kosmetik-Serie auch eine Schöneweider Drogerie erreicht hatte. Gert Kachel, unentschlossen, entschloß sich zum Kauf aller Farbtöne. Von jedem ein paar Flaschen. Die Brigadierin brachte sie im Handumdrehen an die Frau. Bestellt wurde etwa so: „Also, ich nehme Ringfinger links."

Wenn sie „in die Kammer" geht, trägt sie natürlich nur eine Sorte auf. Auf Dame macht sie nicht, ist aber bewußt Frau.

Eine Kollegin hat Zwillinge geboren. Da läßt sich die Brigade nicht lumpen mit Patengeschenken.

„Manchmal bin ich fünf Tage im Monat nicht im Betrieb. Haushaltstag, Tagungen der Volkskammer oder der Stadtverordnetenversammlung, Sitzungen des Ausschusses für Kultur. Das takte ich mit dem Meister ein. Meine Stellvertreterin in der Brigade ist übrigens meine Schwester. Die hab ich in den Betrieb geholt. Ist das etwa schlecht, so an seine Verwandtschaft zu denken? Bei der wußte ich, wenn die ‚uff Arbeet jeht', dann, um zu arbeiten."
In der Volkskammer gehört Ingeborg Kachel zur Fraktion des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, ist Mitglied im Ausschuß für Kultur.

Aus Ingeborg Kachels Bilanz

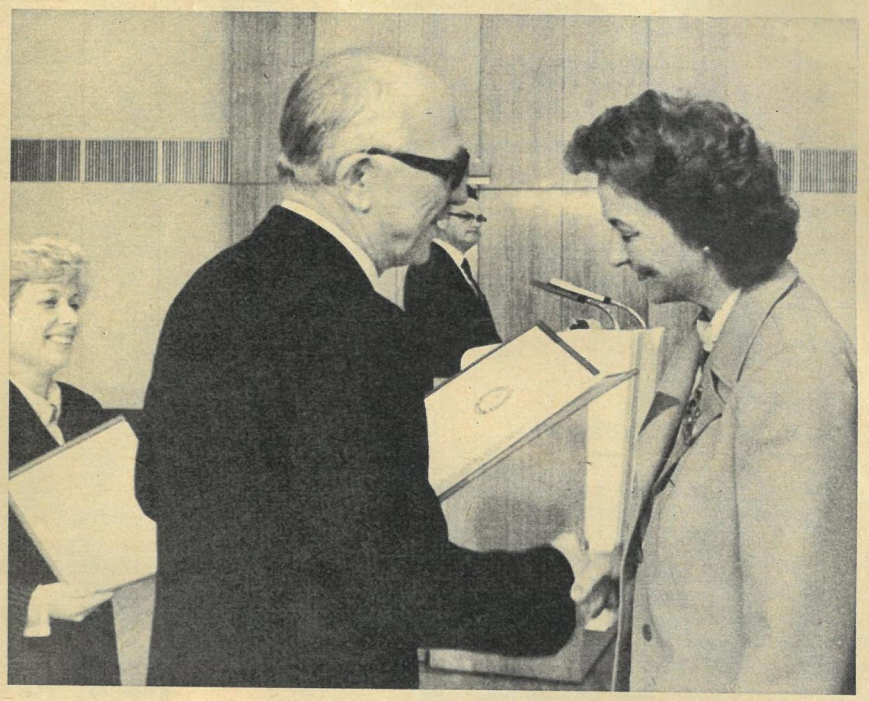
Die Volkskammerabgeordnete Kachel war kontrollierend und anregend beteiligt am Wiederaufbau der Dresdner Semperoper, des Schauspielhauses in Berlin, am Neubau des Leipziger Gewandhauses, des Friedrichstadtpalastes. Sie kümmerte sich an Ort und Stelle mit anderen Ausschußmitgliedern um den Aufbau und die Pflege Nationaler Gedenkstätten, um denkmalpflegerische Probleme, um Arbeitsbedingungen und -ergebnisse von Theaterensembles und Orchestern, um innerstädtisches Bauen, um Freizeitangebote für junge Leute, beriet mit über Fragen der Literaturentwicklung, über Buchkunst und verlegerische Tätigkeit sowie die Ausbildung von Bibliothekar-Nachwuchs. „Das sind stets Tage voll sehr gründlicher Arbeit. Da werden Volkskammerbeschlüsse vorbereitet, wird ihre Erfüllung gewissenhaft überprüft."
Als sie dieser Tage im Schauspielhaus Berlin Dr. Dieter Götze begegnete, dem Leiter des Intendanzbüros, nutzte sie die Gelegenheit zu einer kleinen Fragestunde. Als Berliner Arbeiterin, als Volksvertreterin. Sie erfuhr von den guten Beziehungen des Hauses zu achtzig Berliner Großbetrieben, deren Werktätige sozusagen „Vorkaufsrechte" für Billets haben. Mit Berlin-Chemie und dem Druckkombinat bestehen sogar Freundschaftsverträge, in denen besondere Vorbereitungsveranstaltungen für die Kollegen vereinbart sind. Dr. Götze gab auch diese Auskunft: „Es gibt ja in manchen Veranstaltungen trotz ausverkauftem Haus leere Sessel. Wir haben mal genau nachgeforscht – Karten, die wir an Arbeiter verkauft haben, sind da nicht verfallen. Die kommen."

Mit 'nem Lord auf dem Parkett

Parlamentarier sein – da muß man sich auch auf internationalem Parkett bewegen. Mit den Abgeordneten der Grünen, die die DDR besuchten, zum Beispiel hatte sie Gespräche. Und auf einem Empfang machte sie die Bekanntschaft mit einem englischen Abgeordneten, einem Lord…
„Wir wurden einander vorgestellt, und nun standen und standen wir. Er ließ mich nicht los, ich war ihm wohl zu originell, bestimmt auch unglaubwürdig. Ich merkte das, denn immer wieder flocht er Fangfragen nach meiner Herkunft, meiner Tätigkeit ins Gespräch. Schließlich hatte ich ihn überzeugt, daß ich täglich ab früh halb sechs in einer Fabrik arbeite. Ich bin dann immer ein bißchen stolz, wenn ich auf diese Weise allerlei Leuten klarmachen kann, was Machtausüben im Sozialismus heißt und wer daran beteiligt ist. Diesen Lord werde ich kaum vergessen. Ein paar Schritte neben uns lockte ein kaltes Büfett. Ich hatte seit dem Frühstück nichts gegessen, hatte mir nach der Schicht zu Hause nur schnell die Haare gemacht. Mir knurrte unheimlich der Magen. Aber wenn der nichts ißt, das dachte ich, darf ich auch nichts essen."
Hinterher kam der Protokollchef zu ihr und sagte: „Inge, du warst großartig!"
Soviel zum Gegenüber auf dem Boden der Diplomatie. Dort gibt es natürlich auch ein Miteinander, die Begegnungen mit Freunden und Genossen. Es hieße Kabelrollen ins KWO zu rollen, hier die nützlichen Beziehungen dieses Berliner Kombinats zu sowjetischen Partnern als Neuigkeit mitzuteilen. Besonders mit Moskabel, dem Kabelwerk in der sowjetischen Hauptstadt, bewähren sie sich seit Jahrzehnten. Einmal, als Mitglied einer DDR-Gewerkschafterdelegation, hat Inge Kachel einen besonders süßen Gruß von der Moskwa an die Spree mitgebracht. Eine herrliche Torte, ein Wunderwerk aus Zuckerguß und Creme, auf dem Flugplatz noch von Moskauer Kollegen überreicht. Die Interflug-Besatzung verstaute sie fürsorglich im Tiefkühlfach der Maschine, und am Morgen danach gab es eine kalorienträchtige Kaffeerunde in der Brigade „Käthe Kollwitz".

Ingeborg Kachels Rückhalt

Wir waren mit ihr im Plenarsaal der Volkskammer. „Hier sitzt die Kachel", sagte sie, „und da der Kaiser vom TRO. Nach dem Alphabet."
Diese Plätze blieben noch niemals unbesetzt, denn nur ernsthafte Erkrankung befreit unsere Abgeordneten von der übernommenen Pflicht, bei Beratungen und Entscheidungen mitzuwirken.
„Anders als in Staaten, aus denen uns bisweilen ‚Rezepte' für Demokratie vorgeschlagen werden, und wo nicht selten Parlamentsdebatten vor gähnend leerem Saal stattfinden", meint Ingeborg Kachel. „Wir erledigen mit großem Ernst das, wofür wir gewählt wurden."
Die Brigade sprach „ihrer" Abgeordneten erneut das Vertrauen aus. Und die kann sich darauf verlassen, daß es in ihrer Abteilung flutscht. Ab und zu auch ohne sie. In der Berliner Wilhelminenhofstraße, dort, wo sich Fabrik an Fabrik reiht, volkseigene Betriebe. In den ersten vier Monaten 1986 hat das KWO den Plan der Nettoproduktion mit 36,1 Prozent erfüllt, das sind Leistungen im Wert von 2,3 Millionen Mark zusätzlich. „Wir als Zulieferer tragen viel Verantwortung für den Plan des Stammbetriebs."



Auszeichnung im Staatsrat: Ingeborg Kachel wird 1984 Held der Arbeit. Die Ehrung nimmt Volkskammerpräsident Horst Sindermann vor.

P. S. Nun muß wohl endlich Bezug genommen werden auf die Überschrift dieses Beitrages. Inge Kachel hat ein Erinnerungsfoto, wie sie von Volkskammerpräsident Horst Sindermann eine Auszeichnung entgegennimmt. „Ja", kommentierte sie, „da wurde ich Held der Arbeit." So ist das, hierzulande.

BILDER
UND STANDPUNKTE

Die Brücke schwimmt

Ein Foto aus den ersten Maitagen des Jahres, aufgenommen an Rügens Küste auf unserer Großbaustelle Mukran. Die Sonne lacht, spiegelt sich in der Ostsee, doch wir Stahlbauer haben dafür kaum ein Auge. Wir erleben gerade eine Premiere, deren Regisseur wir selbst sind: Unsere Brücke lernt schwimmen – anders gesagt, wir sorgen dafür, daß sie es kann. Die Fährbrücke Nummer 2, Mukrans Zwilling, bestehend aus zwei Etagen, jede 45 Meter lang und 500 Tonnen schwer, wird für die Überfahrt nach Klaipeda seefest gemacht. Die Momentaufnahme zeigt, daß ein Brückenausleger bereits auf dem schwimmenden Ponton fest verschweißt ist, während der zweite Koloß Zentimeter um Zentimeter, von Menschenhand geführt, seinem vorgeschriebenen Platz für die Überfahrt näherrollt. Alles ist vorher genau berechnet, geprüft und vorbereitet worden, monatelang. Und doch spürt man bei jedem Akteur die innere Spannung. Ob es auch wirklich klappt? Die Männer unserer Montagekollektive Werner und Schröder haben dabei eine komplizierte Technologie zu meistern. Und das erstmalig! Das Tüpfelchen aufs i: den schwergewichtigen Überbau 1 auf dem Ponton in Schräglage zu bringen, um ihn so zu transportieren, damit er später vom sowjetischen Partner leichter zu montieren ist. Doch sie wären keine versierten Brückenbauer, die vor einer solchen Aufgabe kapitulierten, die jede Minute klare Sinne, kräftiges Zupacken und Neuerertum verlangen. Sie kennen ihren Auftrag, wie er vom XI. Parteitag der SED bestätigt wurde: die Fährverbindung Mukran–Klaipeda noch 1986 in Betrieb zu nehmen. Damit die wachsenden Warenströme von Freund zu Freund fließen mögen. Sie wissen, daß die Klaipedaer nun auf die Brücke warten, und daß eine Fähre erst auf Kurs gehen kann, wenn beide Häfen bereit sind zum Empfang der Schiffe. An ihnen soll es nicht liegen. Und so schaut keiner auf die Uhr, bevor die Brücke nicht schwimmt. Bald wird am Horizont der Prorer Wiek der Schlepper aus Leningrad auftauchen und die Brücke an stählernen Trossen übers Meer ziehen. Wenn die Leser der FREIEN WELT meine Zeilen lesen, ist diese kleine Episode für uns schon Geschichte. Eine, die zeigt, daß das Abenteuer Mukran, der Bau einer Eisenbahnfährverbindung zwischen der DDR und der UdSSR, planmäßig wie beschlossen fortgesetzt wird.

Ingenieur Jürgen Grund,
Produktionsleiter Montage,
DR Stahlbau Dessau

Foto: Ulrich Burchert

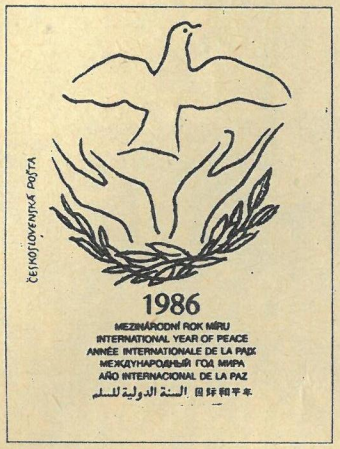
● Wörtlich

Die SPD unterstützt ohne Wenn und Aber die Forderung der schwarzen Mehrheit Südafrikas – aber auch wichtiger Kreise auf Seiten der Weißen – nach der Freilassung Nelson Mandelas und aller politischen Gefangenen, nach der Aufhebung des Verbots politischer Organisationen der Schwarzen und nach vollständiger Abschaffung der Apartheidgesetze.

Willy Brandt, SPD-Vorsitzender

● Kurz berichtet

Dem Internationalen Jahr des Friedens ist eine neue tschechoslowakische Sonderbriefmarke gewidmet, die als Symbol die Friedenstaube zeigt. Gleichzeitig erschien ein Ersttagsbrief mit Sonderstempel.



Der größte Sportkomplex Sibiriens ist kürzlich unter dem Namen „Ob" in Barnaul im Altai eingeweiht worden. Er beherbergt Schwimmbassins, Gymnastiksäle, Schachpavillons, eine Fecht-, Box- und eine Eishalle. Der Komplex kann täglich rund 3000 Besucher empfangen.

Im Staatsgut von Sárszentmihály am ungarischen Velence-See werden jährlich über 1,3 Millionen Bündel Schilf verarbeitet, die zuvor – Bund für Bund – einer strengen Gütekontrolle unterzogen wurden.

In China befindet sich das erste Wörterbuch der nationalen Küche in Vorbereitung, das Anfang 1987 erscheinen soll. Es wird mehr als 10 000 Stichworte und 1000 Illustrationen umfassen.

Ornithologischen Untersuchungen zufolge sind in der bulgarischen Hauptstadt Sofia 243 verschiedene Vogelarten anzutreffen – eine solche Vielfalt findet man in keiner anderen Gegend des Landes.

Neubrandenburger in Berlin:

Hilfe für ein fernes Land

Neulich trafen sie das erste Mal mit dem bronzenen Marx zusammen: Susan Trojan, Frank Döhler, Ines Domning, Dana Weinberg und Arlett Albrecht, alle aus Neubrandenburg, von der Theodor-Neubauer-Oberschule (Foto oben v. r. n. l.). Sie hatten das Zentrale Fest des Lernens in Berlin zum Besuch bei Marx und Engels genutzt. Daß ihnen mit einer Einladung in die Hauptstadt für ihre überdurchschnittlichen Soli-Taten gedankt werden würde, konnten sie vor zwei Jahren, als sie erste Kontakte zu nikaraguanischen Verwundeten knüpften, so auch zu Guillermo (im Foto unten), nicht ahnen. Im hochmodernen Neubrandenburger Bezirkskrankenhaus waren 64 verwundete Sandinistas aufgenommen worden, manche davon jünger als die Schüler selbst. Der Anblick der notamputierten Arme und Beine erschütterte. Kathrin Mader aus der 10a: „Mir ließ das Schicksal Guillermos und seiner Freunde keine Ruhe. Ich wollte ihnen so gern helfen. Reicht unsere Solidarität, fragte ich mich?" Und Frank: „Im Krankenhaus fühlte ich zum ersten Mal, wie wichtig unsere Solidarität ist. Vorher war sie für mich ziemlich abstrakt." Es genügte ihnen nicht mehr, Bleistifte und Hefte für die lernhungrigen Kinder Nikaraguas zu sammeln. Frank und die anderen FDJler fanden in ihrer Geschichtslehrerin Christine Döhnel (im Foto unten rechts) eine engagierte Partnerin. So nahmen sich acht Neubrandenburger Schüler und eine Lehrerin Woche um Woche der Patrioten an. Sie sollten auch Freunde außerhalb der Klinik haben, Neubrandenburg ihr zweites Zuhause sein. Die inzwischen als „Arbeitsgemeinschaft Lateinamerika" fungierende Gruppe, die sich in der Freizeit mit spezieller Landeskunde, Geschichte und Folklore beschäftigt, veranstaltete nicht nur Begegnungen in ihrer Schule, die auch dank bedeutender Solispenden einen Namen hat, sondern betreute transportfähige Compañeros auch im Familienkreis. Dem 14jährigen arm- und beinamputierten José besorgten die umsichtigen Schüler Lern- und Lesestoff in Spanisch. Er verließ Neubrandenburg als Lese- und Schreibkundiger. Genossin Döhnel selbst lernte Spanisch bereits so gut, daß sie dem FW-Reporter dolmetschen konnte... Post ist wieder da. Diesmal von Noel, der schon zu Hause ist. Traurige Post: „...jeden Tag tragen sie tote Jungen aus den Bergen nach Leon..." „Aber", so Frau Döhnel, „wir haben auch viele gute Nachrichten. Felix schrieb uns neulich, daß die Compañeros auch zu Hause Kameradschaft halten. Sie nennen sich ‚Neubrandenburger'." Am 25. Juni wird Guillermo 19. Mit seinem komplizierten Beinbruch muß er als letzter der Verwundeten noch bleiben. Am Geburtstag wird er nicht allein sein. Schwester Sybille und Sylvia (Foto unten) werden gratulieren, die Arbeitsgemeinschaft kommt. Den Ehrentag von Guillermo feiern sie gemeinsam. Auch für seinen kleinen Sohn Richard gibt's ein Geschenk – ein Paket. Das erhielt bis jetzt jeder Compañero, der zu Hause Kinder hat. Ein Paket von Dana, Kathrin, Frank, Susan... In ihnen ist der Gedanke von Karl Marx lebendig: das Grundprinzip der Internationale, das lebenspendende Prinzip der Solidarität.

Volker Hempel (Text)
Ulrich Burchert/
Mahmoud Dabdoub (Fotos)

Die Sprache der Steine

Auskünfte für FREIE WELT gab Prof. Dr. Joachim Herrmann, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR, Direktor des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der AdW, Präsident der URANIA.

Seit Jahr und Tag graben Archäologen unseres Landes auch in Bulgarien. Jetzt beginnt eine neue „Feldsaison". Wo werden die Forscher diesmal die Schaufeln ansetzen?

Wiederum in der Thrakischen Ebene. Dort, beim Dorf Rupkite – in der Nähe von Tschirpan, Bezirk Stara Sagora –, liegt die antike Straßenstation und mittelalterliche Siedlung Karasura, die wir – im Rahmen der wissenschaftlichen Kooperation – seit fünf Jahren ausgraben und systematisch erforschen. Vor kurzem wurde ein Container mit Grundausrüstungen zu unserer Feldbasis abgesandt. Die Archäologen gehen dieser Tage auf die Reise. Am Ausgrabungsort arbeiten sie gemeinsam mit einigen bulgarischen Kollegen, und sie werden jeweils von dreißig bis fünfzig Helfern unterstützt.

Welche Schätze hoffen Sie zu finden, haben Sie vielleicht schon entdeckt?

Wir setzen mit diesen Grabungen am Hügel „Kaleto" bei Rupkite im Süden Bulgariens fort, was wir in den Jahren 1970 bis 1981 beim Erforschen der Festung und Siedlung Iatrus-Kriwina nördlich des Balkangebirges an äußerst aufschlußreichen Erkenntnissen gewonnen haben. Dort hatten wir das Glück, tatsächlich einen Schatz von fünfzig byzantinischen Goldmünzen zu finden. Es ist der größte bisher entdeckte Münzen-Goldschatz aus dieser Epoche...

Und die Erkenntnisse, von denen Sie sprachen?

Die Ausgrabungen und Funde bewiesen uns zweifelsfrei, daß es keineswegs – wie vielfach vermutet – zwischen dem Untergang der spätantiken Kultur und der slawisch-protobulgarischen Besiedlung des Raums im heutigen Bulgarien einen zwei bis drei Jahrhunderte dauernden „Bruch" gegeben hat. Im Gegenteil, schon in der Periode der Zerstörungen wurden die Wurzeln für den Neuaufstieg gelegt. Wir werden die Resultate unserer Forschungen in fünf umfangreichen Bänden vorlegen, von denen der dritte bereits erschienen ist. Allein die bisherigen Bände umfassen fast 700 Druckseiten, über 174 Abbildungen sowie mehr als 280 Tafeln, Tabellen, Beilagen und Karten.

Kann man heute bereits sagen, was die Ausgrabungen am „Kaleto"-Hügel den Archäologen versprechen?

Ohne den Dingen vorzugreifen: Es ist ein sehr vielversprechendes Objekt. Der Hügel hat eine Abmessung von 150 mal 170 Metern und erhebt sich 18 Meter. Verschiedene Oberflächenfunde, Siedlungsreste und zufällig aufgedeckte Gräber in unmittelbarer Nähe belegen, daß die Umgebung auf einer Fläche von rund 100 Hektar in verschiedenen Epochen unterschiedlich stark besiedelt gewesen ist. Erste Schnitte vom Hügelfuß zur Hügelkuppe zeigen, daß die ältesten Besiedlungsspuren bis ins vierte Jahrtausend vor unserer Zeit, die späte Jungsteinzeit, reichen.

Die Archäologen verstehen es bekanntlich, die „Sprache der Steine" zu lesen. Was alles erzählen Ihnen die Steine von Karasura?

Wir wissen, daß auf dem Hügel bereits zur Bronzezeit Befestigungswälle angelegt wurden und daß diese mehrfach erneuert und erweitert worden sind. Karasura ist in thrakischer, römischer, spätantiker und mittelalterlicher Zeit eine befestigte Siedlungsstätte gewesen. Insbesondere sind auch die „dunklen Jahrhunderte", die Zeit vom siebenten bis neunten Jahrhundert, ausgeprägt repräsentiert. Damit bestehen Voraussetzungen, um Wandel und Kontinuität der ökonomischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse in dieser – aus der schriftlichen Überlieferung nahezu nicht bekannten – Periode zu untersuchen. Ich bin überzeugt, daß von den Ausgrabungen Erkenntnisse über die Stadtentwicklung in jenen Jahrhunderten zu erwarten sind.

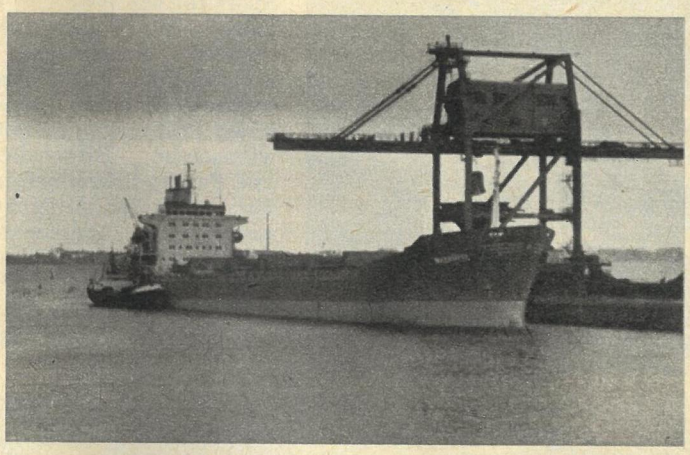
Interview: Helmuth Pelzer

Parey im Mai

Dorffeste gibt's in dieser unweit des Elbe-Havel-Kanals gelegenen Gemeinde seit langem. In diesem Jahr indes fand hier das 1. Dorffest der deutsch-sowjetischen Freundschaft des Kreises Genthin statt. Möglich geworden, wie Bürgermeister Karl Seel sagte, „weil in den letzten Jahren bei uns die DSF-Arbeit an Breite und Aktivität gewann, und unsere Verbindungen zu sowjetischen Einheiten enger wurden". Die 3397 Einwohner erlebten an den drei Tagen: das Fest der russischen Sprache, gemeinsame Sportwettkämpfe, eine Estrade mit Volkskunstkollektiven, einen Ball der Freundschaft mit Wissenswettbewerb, einen musikalischen Frühschoppen mit sowjetischem Blasorchester und Pareys Schallmeienbläsern sowie den Auftritt des sowjetischen Armeeensembles Magdeburg. Souvenirs aus Freundesland und ein kräftiger Schlag Erbsen aus der Gulaschkanone gehörten ebenso dazu.

Gurkenhaus

Gemüse unter Glas zu produzieren ist eine der wichtigsten Aufgaben des Staatlichen Gutes in Prag-Radotín. Auf einer überdachten Fläche von 18 Hektar werden Tomaten, Paprika, Blumenkohl, Gurken und Salat angebaut. Über 2000 Tonnen der vitaminreichen Kost ernten die Werktätigen des Gutes in ihren Gewächshäusern pro Jahr. Damit soll vor allem die ganzjährige Versorgung der ČSSR-Hauptstadt mit Gemüse gesichert werden.



Theatertruppe

Diese fröhlichen jungen Leute wohnen allesamt in der Sozialistischen Sowjetrepublik Kasachstan und hören auf Namen wie Maria Albert, Georg Nonnemacher oder Heinrich Knaub. Sie sind Mitglieder des Deutschen Schauspieltheaters, das im Dezember 1980 ein schönes Stammhaus in der Bergarbeiterstadt Temirtau bekam. Gastspiele führen die Truppe in Orte mit sowjetdeutscher Bevölkerung, unlängst gastierte das Ensemble im Lermontow-Theater der Hauptstadt Alma-Ata.

Frachtriese

Nach Jungfernfahrt wieder im heimatlichen Überseehafen Rostock: der neu in Dienst gestellte Massengut-„Riese“ MS „Maxhütte“; 194 Meter lang, 27 Meter breit, 36 000 Tonnen Tragfähigkeit. An Bord Eisenerzkonzentrat aus der Sowjetunion, geladen an der modernen Anlage des Murmansker Hafens in nur knapp zwei Tagen. Nach getaner Arbeit war die 35köpfige Besatzung vom Internationalen Klub der Seeleute zu Stadtrundfahrt und Freundschaftstreffen eingeladen worden.

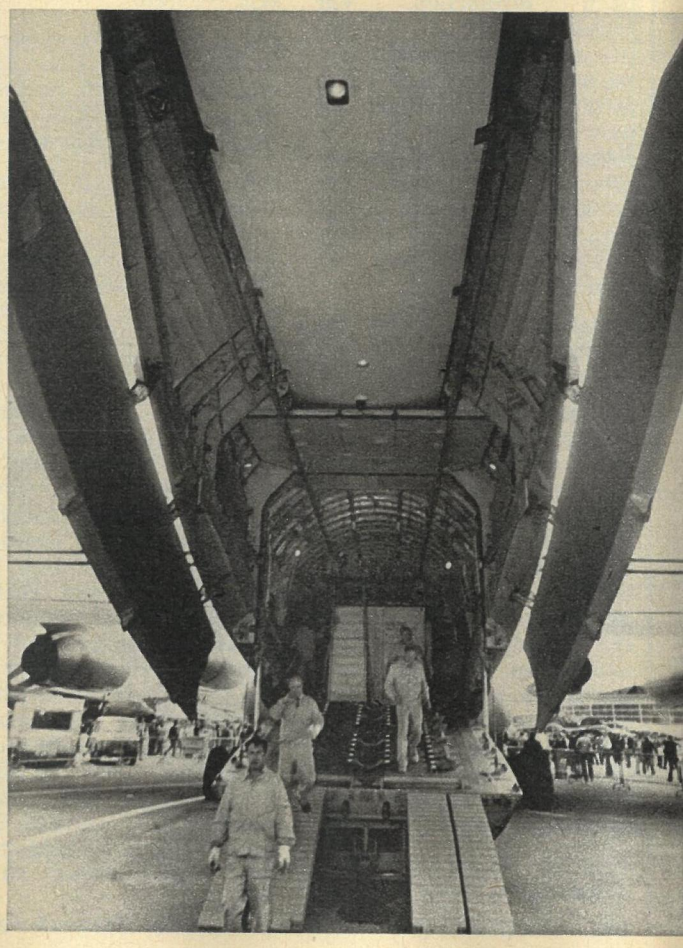
Rekordernte

Virginia-Tabak wird auf 20 Hektar des Staatsgutes Tan Trung vor den Toren von Ho-Chi-Minh-Stadt angebaut. Von dieser ertragreichen Sorte, aus Bulgarien eingeführt, ernteten die Werktätigen des Landwirtschaftsbetriebes kürzlich 800 Kilogramm pro Hektar – ein Rekordergebnis, das eine um 20 Prozent höhere Ausbeute darstellt als im Vorjahr erzielt wurde.

Luxus im Container

„Man kann diese Maschine nicht als einfachen Lastenschlepper betrachten. Die Il-76 ist mehr. Sie bringt die Industrialisierung in die Tundra und den Komfort in die Eissiedlungen von Polarexpeditionen. Sie ist Hauptakteur bei der Erschließung von Bodenschätzen. Selbst ihre Container sind etwas ganz Besonderes“, sagte uns Genrich Nowoshilow, der neue Chef des Iljuschin-Konstruktionsbüros vor drei Jahren, als die Il-76 schon auf vielen Frachtrouten der UdSSR verkehrte. „Noch hat sie nicht all ihre Trümpfe ausgespielt, wir werden die Vielseitigkeit erweitern und die Leistungsfähigkeit verbessern“, erklärte der erfolgreiche sowjetische Flugzeugbauer. Die Il-76 hatte gerade ihre ersten Flüge hinter sich, als sie Bohrausrüstungen zu den Erdölfeldern von Samotlar und den Erdgaslagerstätten von Nadym beförderte, den Bautrupps komplette Fertighäuser lieferte. Im Sog ihrer Düsen stellten Testpiloten 25 Weltrekorde auf, hoben mit ihr anstelle der projektierten vierzig Tonnen Nutzlast die doppelte Last in die Stratosphäre. In diesem Frühjahr hat der Iljuschin-Transporter endgültig sein Polar-Examen bestanden. Die neue Version Il-76 TD, die sparsamer als ihre Vorgängerin im Kraftstoffverbrauch ist und mit derselben Kerosin-Füllung über tausend Kilometer weiter fliegt, führte vollbeladen eine „Weltreise“ in die Antarktis durch. Moskau–Südpolarstation Molodjoshnaja–Moskau. 35 000 Flugkilometer. Hinflug mit Fracht und Passagieren, Rückflug mit Forschungsgepäck und der abgelösten Expeditionsmannschaft. Selbstverständlich mit Komfort. Wer sonst mit Frachtern reist, schnallt sich auf Klappsitzen im Lastenraum an. Wer aber mit der Il-76 TD fliegt, muß nicht auf die Annehmlichkeiten von Linienjets verzichten. Nowoshilows Container-Geheimnis bringt Fluggast-Atmosphäre in die Frachträume. Container mit dem Standardmaß von 6,06 Meter Länge wurden als Passagierkabinen eingerichtet. Drei solcher Container, von Spezialfahrzeugen an der Laderampe abgesetzt und von den Förderbändern des Flugzeugbodens in den Rumpf gezogen, bilden einen komfortablen Reiseraum mit Bordküche und WC. Nowoshilow bezeichnet diese Container, um den Unterschied zu den blechernen Frachtkästen zu verdeutlichen, nach einem technischen Modewort: Modul. Diese kombinierte Modul-Container-Variante der Il-76 wird nun Aeroflot auf Routen, die den hohen Norden mit den Zentral- und Südregionen der UdSSR verbinden, kursieren lassen. Tonnenschwere Eilfracht und Passagierkomfort in einem Rumpf.

Karl-Heinz Eyermann



„Es begann mit einer Kamera!"

Im Herbst 1945 unterhielten sich zwei. Hans Klering: „Ich will im Filmwesen arbeiten!" Wilhelm Pieck: „Wir haben aber doch gar keinen Film!" Hans Klering: „Dann werden wir ihn eben aufbauen!" – Der Schauspieler Hans Klering wurde als erster Filmreferent in der Sowjetischen Besatzungszone mit der Aufgabe betraut, die Gründung einer neuen Filmgesellschaft vorzubereiten. Also auch mit der Bestandsaufnahme jener Filmschaffenden, die sich – trotz lukrativer Angebote und massiver Erpressungsversuche – nicht vor den ideologischen Karren der Nazis hatten spannen lassen. Friedrich Wolf, Hans Klering, Kurt Maetzig, Wolfgang Staudte, Gustav von Wangenheim, Slatan Dudow, Erich Engel – sie gaben, unterstützt von der Partei der Arbeiterklasse, der neuen, humanistischen Filmkunst ihre Perspektive. Sowjetische Genossen, wie Dymschitz, Tschekin, Tulpanow, die die deutsche Kunst und Kultur liebten, standen ihnen zur Seite, mit theoretischem Wissen, politischer Erfahrung und praktischer Hilfe. Kurt Maetzig, 1. Chefredakteur des AUGENZEUGEN: „...zu Beginn des Jahres 1946 hatten wir die erste Primitivausstattung beisammen. Als Transportmittel besaßen wir einen Handwagen und ein gemietetes Motordreirad. Wir baten die sowjetische Kommandantur, uns zum Schutz unserer einzigen Kamera einen Soldaten als Begleitung zur Verfügung zu stellen..." Am 17. Mai 1946 wurde die DEFA gegründet. Oberst Sergej Tulpanow, Leiter des Kulturreferats der Sowjetischen Militäradministration und Politischer Berater der DEFA, überreichte Hans Klering die Lizenzurkunde: „Die Filmgesellschaft hat wichtige Aufgaben zu lösen. Die größte von ihnen ist der Kampf für den demokratischen Aufbau Deutschlands, das Ringen um die Erziehung... insbesondere der Jugend im Sinne der echten Demokratie und Humanität, um damit Achtung zu wecken für andere Völker und Länder." – Der erste Film der DEFA „Die Mörder sind unter uns" von Wolfgang Staudte erschütterte Millionen Menschen. Es folgten bald „Rotation", „Die Buntkarierten", „Ehe im Schatten", „Der Untertan". Der Weg zur realistischen, anspruchsvollen Filmkunst war beschritten.

Karin Kopp

Kindertag in Luanda

Inmitten der angolanischen Hauptstadt, nur wenige Meter von der Hauptstraße „10 de Dezembro", befindet sich eine ausgedehnte, wunderschöne Parkanlage – der Botanische Garten. An jedem 1. Juni gehört der Park den Kindern. Sie tanzen auf der kleinen Bühne, singen, spielen Geschichten, dicht umstanden von vielen hundert Altersgefährten. An Ständen werden Kinderbücher, Luftballons und Spielzeug verkauft. Überall im weiten Park sieht man die Mädchen und Jungen umhertollen oder miteinander wetteifern. Viele dieser Kinder sind bereits im freien, unabhängigen Angola geboren, und dennoch haben sie in ihrem jungen Leben noch keinen einzigen Tag Frieden kennengelernt. Fast täglich gibt es in Angola Überfälle der Südafrikaner oder ihrer UNITA-Marionetten auf Dörfer, Brücken, Straßen und Industriebetriebe. Und immer wieder sind wehrlose Kinder Opfer dieser Aggressionsakte. Ich bin in Luanda einem fünfjährigen Mädchen begegnet, dem die UNITA-Banditen mit der Catana, dem Buschmesser, ein Bein abgehackt hatten, als sie ihr Dorf überfielen. Viele seiner Spielgefährten waren erschlagen worden. Und Meldungen von solchen Terrorakten erreichen uns immer wieder. Auch die Südafrikaner machen bei ihren „Operationen" in Angola regelrecht Jagd auf Kinder. Ein Söldner, der später aus der südafrikanischen Armee desertierte, berichtete, daß sie bei Verhören von Frauen deren Kinder folterten und töteten, um Aussagen zu erpressen. Und es war ebenfalls an einem 1. Juni – ich werde das nie vergessen –, als Zehntausende Kinder durch die Straßen der angolanischen Hauptstadt zogen und immer wieder riefen: „As crianças querem a paz! – Die Kinder wollen Frieden!" Dieser Marsch war eine Anklage gegen das Regime in Südafrika. Aber auch gegen jene, seine Terrorpolitik unterstützenden Kreise des Westens, die vor den Verbrechen Pretorias – auch an den Kindern Angolas – die Augen verschließen, weil die Politik Bothas ihren Interessen entspricht. Trotz der Konzentration der Kräfte auf die Verteidigung stehen die Kinder, die Zukunft des freien Angola, im Vordergrund der Fürsorge der Volksmacht. Das Fest am Internationalen Kindertag ist nur ein Zeichen dafür. Für das ganze Land wurde die Schulpflicht eingeführt, selbst in abgelegenen Gebieten bauten Jugendbrigaden Unterrichtsräume und blieben dann als Lehrer. Der Schulbesuch ist kostenlos. Eine eigene Schulbuchdruckerei wurde mit Hilfe der DDR errichtet. Und die Pionierorganisation, der über eine Million Kinder angehören, kümmert sich um Möglichkeiten, trotz bescheidener vorhandener Mittel die Freizeit interessant und sinnvoll zu gestalten. So wie alljährlich mit dem großen Kinderfest am 1. Juni im Botanischen Garten der Hauptstadt Luanda.

Frank Räther

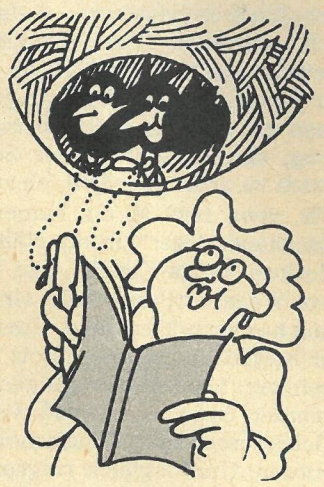
● Erfahrenes

Willst du etwas erlernen, so erlerne es. Willst du talentiert sein, so versuche es zu werden. Der Mensch soll an seinen Stern glauben.

Valeri Solotuchin, UdSSR Schauspieler

● Am Rande

Der Naturschriftsteller Michail Swerew staunte nicht schlecht, als er in ein Schwalbennest hineinschaute: Alle Vogeljungen hatten ein sorgfältig geknüpftes Roßhärchen am Bein. Das andere Ende war so an der Nestwand festgekittet, daß die Jungen nicht hinausfallen konnten. – Nestlinge an der Leine!



● Persönliches

Michail Ossualenko, Arbeiter im Aufbereitungskombinat Komsomolsk auf der Tschuktschenhalbinsel, fand kürzlich einen zwei Kilogramm schweren Meteoriten – den „nördlichsten" Besucher aus dem Kosmos, der in der UdSSR bisher entdeckt wurde. Auf die Erde gelangte er vor etwa 30 000 Jahren.

György Farkas aus der südungarischen Stadt Mohács stellt noch heute die bereits aus dem Mittelalter bekannten und offenbar bequemen „Bundschuhe" her. Er ist damit nicht nur der einzige Meister seines Landes, sondern gar in ganz Mitteleuropa. Zum Glück tritt auch der Sohn in seine „Bundschuh"-Tapfen.

Der Suche nach vergessenen und als verloren geltenden Kochrezepten hat sich der Taschkenter Universitätslehrer Karim Machmudow verschrieben. Er hat bereits so manches Geheimnis der mittelasiatischen Küche wiederentdeckt. Sein Buch „Usbekische Nationalgerichte" enthält 500 Rezepte.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: V. Hohlfeld, V. Billeb, U. Burchert (3), F. Räther (2), H. Brumberg, A. Strishkow, ZB/ČTK-Vlček, ZB/VNA; Vignette: D. Schüler.

Wissen muß schneller Brötchen bringen

Gerade 20 Jahre waren Sie alt, als Sie nach der Befreiung vom Faschismus für vier Jahre in die Sowjetunion gingen. Zu jener Zeit war es doch recht ungewöhnlich, daß junge Menschen wie Sie am Aufbau der Industrie des ehemaligen vermeintlichen Feindeslandes mithalfen?

Es war sicher nicht die Norm. Leser meiner Generation werden sich daran erinnern, daß die Sowjetische Militäradministration 1945 bis 1946 in einigen Städten „Sondertechnische Büros" eröffnete. Sie organisierten die Lösung wissenschaftlich-technischer Aufgaben. Ich, gelernter Chemiewerker, arbeitslos, hatte das Glück, in Halle in einem solchen Büro angenommen zu werden. Als man mir antrug, einige Jahre in der Sowjetunion zu arbeiten, sagte ich zu.
Wir, etwa 1000 Mann, kamen ans „Moskauer Meer", in die Nähe des Moskwa-Wolga-Kanals. Auf unserem Wege dorthin sahen wir tagelang nur zerstörtes Land. Um so tiefer beeindruckte uns – trotz ungewohnter Lebensbedingungen und fremder Sprache –, daß wir als Gleichberechtigte aufgenommen wurden. Und obgleich ringsum allgemeiner Mangel herrschte, tat man alles für unser Wohlergehen. Heute glaube ich einschätzen zu können, diese vier Jahre als Laborleiter in der sowjetischen Industrie sind für mich die Schule des Lebens gewesen. Zum Direktstudium war ich nach der Rückkehr 1950 – nach meiner Auffassung – zwar zu alt. Aber neben Fachlichem habe ich in der Sowjetunion etwas gelernt, was ich mein ganzes Leben benötigte: eine bis dahin ungekannte Zielstrebigkeit.

Zwischen 1960 und 1970 bauten Sie in Lützkendorf die Schmierstoffproduktion unseres Landes mit auf. Inwieweit ist das, was Sie damals schufen, für unsere Wirtschaft heute noch maßgebend?

Für alles, was sich dreht, werden seit eh und je Schmierstoffe gebraucht, um Reibung und Verschleiß zu verhindern. Die Betriebssicherheit aller Maschinen und Aggregate von der Nähmaschine bis zum Kompressor, vom Auto bis zur Lokomotive ist vom geeigneten Schmiermittel abhängig. In dieser Beziehung sind die damaligen Arbeiten nach wie vor maßgebend, wenn auch in den letzten Jahren die Anforderungen an Menge und Qualität der Schmierstoffe in vielfältiger Weise gestiegen sind.
Als ich 1960 die Forschungsstelle für Schmierstoffe in Lützkendorf aufzubauen begann, hatte ich zwölf Laboranten und einen Chemiker als erste Mitarbeiter. Mein „Büro" bestand aus einem alten Tisch, ein paar wackligen Holzstühlen und einer blauen Emaille-Kaffeekanne. Als ich 1971 eine andere Aufgabe übernahm, waren wir 700 Kollegen, verfügten über moderne Labors, einen Prüfstand, ein Technikum und eine Werkstatt. Die Produktion des Betriebes hatte sich vervielfacht. Forschung betrieben wir lange Zeit im Fabrikmaßstab. Können Sie sich die Verantwortung vorstellen? Und obwohl ich gleichzeitig aufbaute, forschte und ein Fernstudium absolvierte, ist es eine wunderbare Zeit gewesen.
Der Bau der neuen Lützkendorfer Fabrik zwischen 1960 und 1964 war übrigens eine der ersten Großinvestitionen in der chemischen Industrie der DDR. Und auch hierbei half uns die Sowjetunion. Von ihr bekamen wir den Grundstoff, das Erdöl, aber auch die Unterlagen und die Erfahrungen. Denn in unserem Lande fehlten dafür die Fachleute.

Gewiß kamen Ihnen Ihre Erfahrungen aus der Industrie beim Leiten der Chemieinstitute der Akademie zugute. Wie trugen sie dazu bei, die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Produktion enger zu gestalten, die ja, wie der XI. Parteitag betonte, wesentlich den weiteren Fortschritt in unserem Lande bestimmen wird?

Wissen muß schneller Brötchen bringen. Das war eine Erkenntnis, die ich Ende der 60er Jahre bei der Beschäftigung mit prognostischen Fragen in der Chemieindustrie gewann. Seither sehe ich es als eine der wichtigsten Aufgaben an, Wissenschaft und Produktion enger zu verbinden. Beispiele dafür gibt es viele in meinem Arbeitsbereich: Nehmen wir die Entwicklung von Vanadiumkatalysatoren, die Wissenschaftlern des Zentralinstituts für physikalische Chemie der AdW gemeinsam mit ihren Partnern in den Leunawerken „Walter Ulbricht" und dem Chemiekombinat Bitterfeld gelang. Mit Hilfe dieser Katalysatoren konnten die Ausbeuten zum Beispiel bei der Schwefelsäureproduktion erheblich gesteigert werden. Oder ich denke an den Halmstabilisator CAMPOSAN. Als Mitarbeiter des Zentralinstituts auf einen neuen, aussichtsreichen Weg zur Herstellung dieser Verbindung stießen, alarmierten sie sofort ihre Kooperationspartner in Bitterfeld. Heute trägt CAMPOSAN dazu bei, das Wachstum von Roggenhalmen zu verringern und damit das Lagern des Getreides vor der Ernte zu verhindern. Die Getreideerträge sind dadurch wesentlich erhöht worden. Es kommt jetzt darauf an, aus der Grundlagenforschung Ergebnisse mit höchstem wissenschaftlichen Niveau für die Industrie abzuleiten – also größere Brötchen zu backen. Das ist für mich ein Zeichen der „neuen Stufe der organischen Verbindung von Wissenschaft und Produktion", von der Erich Honecker sprach.

Sie beschäftigen sich mit der Wissenschaft von der Produktion, der Technologie. Der Gedanke, daß dazu noch eine Menge Grundlagenforschung betrieben werden muß, begann sich seit Mitte der 70er Jahre allgemein durchzusetzen. Was aber ist hierbei Ihr spezielles Anliegen?

Ich halte die wissenschaftliche Durchdringung der chemischen Technologie für notwendig, um hohe Ziele, eine schnelle Entwicklung von Verfahren zu sichern. Bestimmt ist diese Vorliebe in meiner beruflichen Entwicklung begründet. Schließlich habe ich während meiner Lehr- und Wanderjahre, zwischen 1941 und 1960, an allen Näpfen der Chemie genascht.
Was verstehe ich darunter? Einfach, daß man laufende, oft lange bewährte Verfahren durch tiefere Kenntnis und neuere Erkenntnisse effektiver gestaltet und neue Verfahren auf wissenschaftlicher Grundlage aufbaut. Mit Technologie bezeichnet man üblicherweise alle Einzelschritte beim Herstellen eines Stoffs. Ich aber möchte Technologie komplexer betrachtet wissen. Für mich endet die Verantwortung des Chemikers nicht mit dem Fertigstellen eines Produkts, sagen wir zum Beispiel eines Eierbechers aus Plaste. Ich muß mir doch auch Gedanken darüber machen, wird das Produkt den Anforderungen der Verbraucher gerecht und was wird aus ihm, wenn es nicht mehr brauchbar ist, konkret: wie verwenden wir den Plastrohstoff wieder. Dabei ist immer der für einen Produktionsweg notwendige Aufwand die letztlich entscheidende Größe.
Nun hält man mir mitunter scherzhaft entgegen, daß doch der Kraftstoffproduzent nicht dafür verantwortlich zu machen sei, wenn jemand mit Benzin Feuer legt. Sicherlich nicht! Aber nehmen wir als Gegenbeispiel einen Sack Dünger; wenn er irgendwo herumliegt, ist er wertlos. Seinen Wert erhält er erst, wenn er zur richtigen Zeit auf das richtige Feld in der richtigen Konzentration auf die richtige Pflanze kommt. Und dafür hat der Chemiker mit Sorge zu tragen. Das gehört meiner Meinung zu seinem Berufsethos.

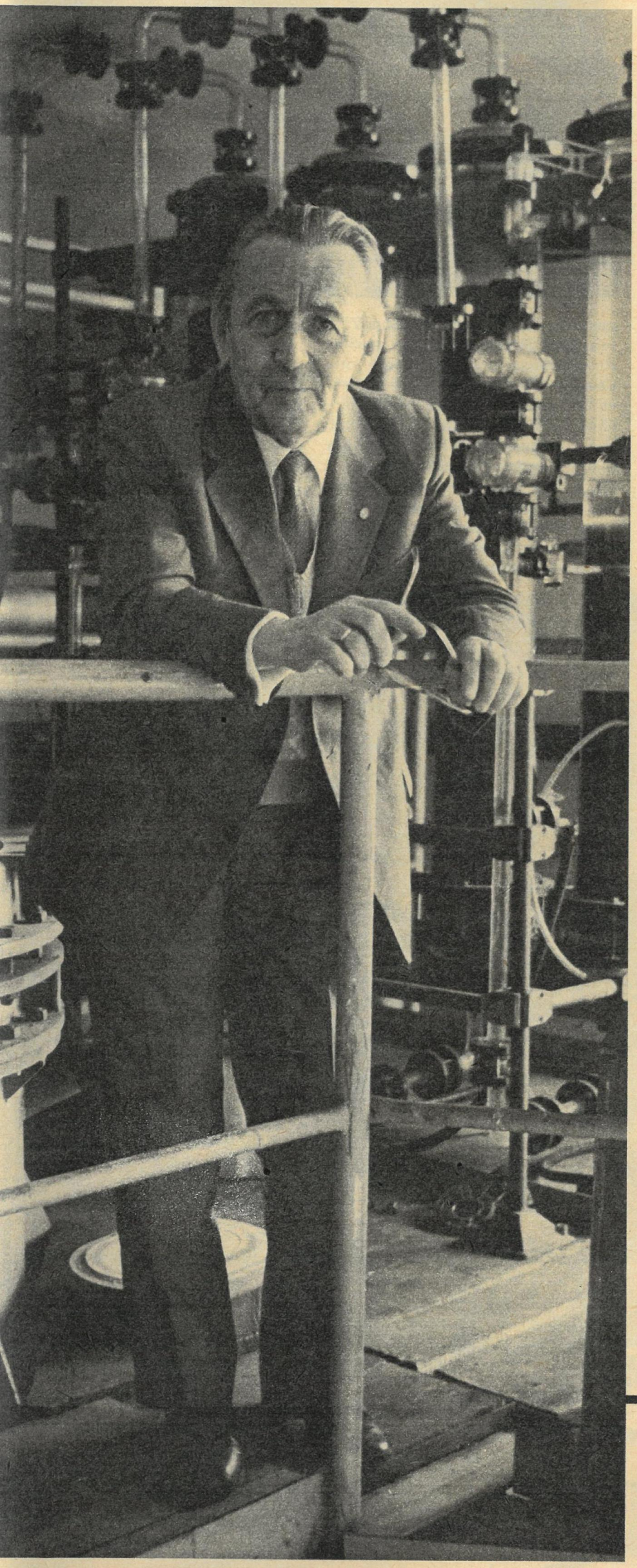
Der Zyklus Wissenschaft – Technik – Produktion bis zur Wiederverwendung eingesetzter Rohstoffe dient der Umwelt und hilft vor allem, die Rohstoffe im volkswirtschaftlichen Kreislauf optimal zu nutzen. Welche praktischen Beiträge liefert dazu bereits das Institut für chemische Technologie?

Seit gut 15 Jahren gibt es in der DDR Versuche, dringend benötigtes Aluminium statt aus importiertem Bauxit aus einheimischen Rohstoffen zu gewinnen. In den ver-

Professor Dr. sc. nat. Dr.-Ing. D. h. c. Gerhard Keil, Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR, ist Leiter des Forschungsbereichs Chemie an der AdW und zugleich Direktor des Instituts für chemische Technologie. Der Verdiente Techniker des Volkes und Nationalpreisträger kann auf 250 wissenschaftliche Publikationen und 30 Patente verweisen. Seine wissenschaftlichen Arbeitsgebiete sind die chemische Technologie, die Kohleveredlung und Erdölverarbeitung; er ist einer der Pioniere unserer Schmierstoffindustrie, die er ab 1960 in Lützkendorf mit aufbaute. Seit 1969 gehört er dem Forschungsrat der DDR an.

Auf ein Wort, Herr

Aluminium aus Asche



schiedenen Forschungseinrichtungen, beispielsweise im Institut für Nichteisen-Metalle Freiberg, erarbeitete man dazu unterschiedliche Verfahren.
Wir nahmen uns die in Kraftwerken der Oberlausitz anfallenden Braunkohlenaschen vor und untersuchten, ob sie sich zur Gewinnung von Aluminiumverbindungen eignen. So entwickelten wir ein Verfahren, Kraftwerksaschen mit Kalk unter alkalisch-hydrothermalen Bedingungen, das heißt in wässriger Phase mit Natronlauge, umzusetzen und daraus Tonerde und Alumosilikate zu gewinnen. Diese dienen dann als Einsatzprodukte zur Aluminiumerzeugung, können aber auch für Feuerfestmaterialien, Schleif- und Poliermittel verwendet werden. Der Vorteil: Statt kostenaufwendiger Deponie lästiger Abprodukte werden wertvolle Rohstoffe gewonnen. Ein Beitrag also zur komplexen Nutzung der Braunkohle.

Die DDR förderte 1984 rund 280 Millionen Tonnen Braunkohle – das war der erste Platz in der Welt! Davon verwenden wir rund 85 Prozent zur Energieerzeugung und schon 15 Prozent als Ausgangsstoff für Chemieprodukte. Ist dieser Prozentsatz hoch?

Dazu muß man mir einen Blick auf die Weltvorräte an Kohle und Erdöl gestatten. 73 Prozent der Reserven an Kohlenstoffträgern auf der Erde bestehen aus Kohle, 16 Prozent aus Erdöl und 11 Prozent aus Erdgas. Es werden nur etwa ein Tausendstel der technisch gewinnbaren Kohlevorräte gefördert, aber zehnmal mehr Erdöl. Damit wird dort am meisten verbraucht, wo am wenigsten vorhanden ist.
Um unsere eigenen Rohstoffe optimal einzusetzen, müssen wir überlegen, wo Erdöl effektiv durch Kohle ersetzt werden kann. Das bedeutet, sie zunehmend auch chemisch zu nutzen, sie zu veredeln. Daß die DDR der Kohleveredlung großes Interesse beimaß, beweist, daß wir bereits 1985 eine Million Tonnen Flüssigprodukte, wie Teere, Benzine, Dieselöl, aus Braunkohle erzeugten.

Rohstoffe ökonomisch einzusetzen, heißt in allererster Linie, sie weitgehend zu veredeln", sagte Erich Honecker in seinem Bericht auf dem XI. Parteitag. Welche neuen Veredlungsverfahren für Braunkohle kann Ihr Institut vorlegen?

Prinzipiell kann man aus Kohle alle jene Stoffe herstellen, die man auch auf der Basis von Erdöl gewinnt, wie Benzin, Teer, Paraffine; wenn auch mit anderen Technologien. Aber die Kosten liegen bei der Verarbeitung der Kohle oft höher. Deshalb ist die Industrie an kostengünstigen Aufbereitungsverfahren interessiert. Eins, das die unterschiedlich zusammengesetzten Kohlen zu einem hinreichend gleichmäßigen Einsatzprodukt für carbochemische Verfahren macht, haben wir jetzt im kleintechnischen Maßstab erprobt. Das Verfahren arbeitet mit einer Wasserbehandlung bei erhöhter Temperatur und erhöhtem Druck. Weil dabei zugleich der Schwefelgehalt der Kohle gesenkt wird, bildet sich weniger Schwefeldioxid bei der Verbrennung. Bei Einsatz dieses Verfahrens würde gleichzeitig noch ein Beitrag zur Reinhaltung der Umwelt geleistet. Aber natürlich muß noch sehr viel dafür getan werden, daß diese Vorteile der zusätzlichen Aufbereitung, die erhöhte Aufwendungen erfordern, durch eine größere Effektivität des gesamten Prozesses übertroffen werden. Das entscheidet letztlich über die Anwendbarkeit eines Verfahrens.

Ihr Institut kooperiert seit vielen Jahren mit leistungsstarken Partnern in der Sowjetunion. Würden Sie uns Beispiele aus der jüngsten Zeit nennen?

Gegenwärtig suchen Mitarbeiter unseres Instituts mit Fachkollegen des Instituts für Brennstoffe vom Ministerium für Kohleindustrie der UdSSR nach einem günstigen Weg, sowjetische Braunkohle zu entsalzen. Eine langjährige enge Zusammenarbeit besteht zwischen Akademieeinrichtungen in Berlin und dem Moskauer Institut für Physikalische Chemie, das mein Freund Viktor Iwanowitsch Spizin leitet. Als konkretes Ergebnis möchte ich die gemeinsamen Arbeiten zur Gewinnung von Silikathydrat aus Braunkohlenaschen nennen, das wir erfolgreich als Zusatz für polymere Werkstoffe einsetzen, um deren Gebrauchseigenschaften zu verbessern.

Das Gespräch führte
Sonnhild Kutschmar

Foto: Detlef Christel

Professor!

Nanjing – Industriezentrum an Chinas größtem Strom – ist Schrittmacher der Modernisierung

Doppelstöckig über den Yangzi

Der Expreß Peking–Shanghai rollt minutenlang über die längste Brücke Chinas, die sich bei Nanjing über den Changjiang (Jangtsekiang) spannt. Der mehrere Kilometer breite Strom wälzt unter uns seine lehmbraunen Wassermassen zu Tal. Sogar Flußfahrzeuge von durchaus beachtlicher Größe – Frachter und Passagierschiffe – nehmen sich auf dem mächtigen chinesischen Strom recht bescheiden aus. Im Hafen von Nanjing legen auch 10 000-Tonnen-Hochseeschiffe an.

Der Name der einstigen Kaiserstadt im Süden Chinas ist mit vielen Bauwerken verbunden. Im 14. Jahrhundert entstand die heute noch teilweise erhaltene Stadtmauer, die damals die größte war – durchschnittlich mehr als zwölf Meter hoch, siebeneinhalb Meter stark und dreiunddreißig Kilometer lang. Am Fuße der Purpurberge führen 392 Stufen zu einem Hügel mit dem Mausoleum von Sun Yatsen (Sun Zhangshan), dem großen Revolutionär und Erneuerer des Landes: Weithin über Nanjing, wo er 1911 nach dem Sturz der Monarchie die Republik ausrief, leuchtet das geschwungene Dach mit den blau glasierten Ziegeln.

Doch als das beeindruckendste Bauwerk darf heute wohl die Doppelstockbrücke über den Yangzi – wie hier der Changjiang an seinem Unterlauf genannt wird – gelten. Das 6772 Meter lange Erdgeschoß befahren täglich mehr als 180 Züge, und über die 4059 Meter lange Straße bewegen sich Kolonnen von Lastfahrzeugen, pendeln Fußgänger. Die Brücke – sie ist eine von insgesamt drei über den Fluß – wurde zwischen 1960 und 1968 errichtet und verbesserte entscheidend den Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden Chinas.

Nanjing spielt heute – ähnlich wie

vor 75 Jahren, als die letzte Kaiserdynastie gestürzt wurde – eine wichtige Rolle bei der Modernisierung des Landes. Mit etwa 4,7 Millionen Einwohnern einschließlich ländlicher Außenbezirke gehört es zu den bedeutendsten Industriezentren. Mehr noch: Nanjing, dessen Silhouette von Neubauvierteln bestimmt wird, ist Hauptstadt der Provinz Jiangsu, deren Wirtschaft sich am schnellsten entwickelte. Die durchschnittliche Wachstumsrate pro Jahr beträgt in Landwirtschaft und Industrie vierzehn Prozent. So konnte in den letzten fünf Jahren die Provinz, die fast so groß wie die DDR ist und 62 Millionen Einwohner zählt, ihre Produktion verdoppeln.

Im Flußhafen von Nanjing – er ist der größte des Landes und wurde jetzt für den internationalen Schiffsverkehr geöffnet – werden hauptsächlich Kohle, Erdöl, Erze, Baustoffe, Kunstdünger, Maschinen, aber auch Nahrungsmittel, Textilien und Konsumgüter umgeschlagen. Immer mehr gehören auch Erzeugnisse der Elektronik dazu. Dieser Industriezweig in der Provinz Jiangsu, in den große Mittel investiert wurden, erzeugt bereits zwei Fünftel aller Radiogeräte, ein Sechstel der Fernseher und ein Viertel aller elektronischen Bauteile des Landes.

Horst Szeponik (Text)
Lotti Ortner (Fotos)

FREIE WELT

Ein Mann sitzt am Ufer, die Angel in der Hand. Ob ein Fisch anbeißt? Der Mann denkt gar nichts. Und das darf er. Denken gehört zu seiner Arbeit. Jetzt aber hat er Urlaub. Für die einen heißt Urlaub: Schlendern, Pilze suchen, Unkraut jäten, schwimmen, wandern. Für die anderen heißt Urlaub: Staunend in der Tretjakow-Galerie vor einem Bild stehenbleiben. Plow kosten. Einen Berg besteigen und sich selbst bis an die Leistungsgrenze erproben. Zum ersten Mal die Wüste sehen. Die schiere Unendlichkeit des russischen Waldes vom

Abteilfenster ermessen. Der Mann, der abends ohne Fisch heimkehrt, kann glücklicher sein als jener, der zwei Hechte fing. Er hat sich erholt. Der ohne Souvenirs aus Mittelasien kommt, kennt nun ein Stück Erde. Er wird wohl nicht meckern, daß er dort aufs geliebte Eisbein verzichtet hat. Der Angler wird einen Schaufensterbummel nicht vermissen. Beide werden sich am ehesten einig, wenn sie sich während der Kur begegnen: Die ist keine Erholung, sondern Behandlung! *D. H.*

Fotos: APN (2), V. Hohlfeld, W. Witschenko/TASS
Vignette: R. Töpffer
Texte und Information: Karl-Heinz Gummich
Redaktion: Dieter Heimlich

Wo man singt...

...da laß dich ruhig nieder. Sagte der Dichter. Aber so manchem DDR-Touristen sind schon die Schweißperlen aus Verlegenheit auf die Stirn getreten. Da saß er in freundschaftlicher Runde mit russischen oder ukrainischen Gastgebern zusammen. Und nach den heiteren oder melancholischen Volksweisen sollten auch die Gäste ein Lied beisteuern. Was beinahe immer auf das Heideröslein oder den gelben Wagen hinauslief. In welche Verlegenheit erst kann man bei einem Besuch in der lettischen Sowjetrepublik geraten! Der Sammler von Volksdichtung Krisjanis Baron, der von 1835 bis 1923 lebte, hat eine Kollektion von sage und schreibe 200 000 Volksliedern zusammengestellt. Aber in der Bibliothek und den Archiven des Rigaer Instituts für lettische Sprache und Literatur werden Noten und Texte von mehr als einer Million Liedern aufbewahrt! Eine fünfzehnbändige Ausgabe von lettischen Liedern soll demnächst erscheinen.

Ob ein einzelner Mensch oder ein Ensemble jemals über solch gigantisches Repertoire verfügen, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden. Selbst wenn es sich um ein so prominentes handelt, wie das belorussische Ensemble „Raduga" – Regenbogen (Foto oben). Die Gesangs- und Tanztruppe gastierte bereits in der DDR, in Polen, Norwegen, in Ägypten, England und Nikaragua. Um auf den Anfang zurückzukommen: Von einem Touristen wird niemand ein Tanzsolo verlangen. Aber sich vor Antritt der Reise nochmal ein paar Verse ins Gedächtnis zurückzuholen, das könnte in einer Freundesrunde einen erfreulichen Eindruck hinterlassen.

Gewonnen!

In unserem Heft 8/1986 haben wir angekündigt, daß interessante Leserzuschriften mit Sachpreisen bedacht werden. Der erste Gewinner ist Herr Martin Trinkaus, Jahnstr. 14, in Pritzwalk. Wir gratulieren zu einem Quarzwecker!

Seine Frage zum Reiserecht und die Antwort der Juristen werden demnächst veröffentlicht.

Der Quarzwecker wird seinen neuen Besitzer auf dem Postweg erreichen. Wir erwarten Ihre weiteren Fragen zum Reiserecht.

Gegen vielerlei Weh

Das Reisebüro der DDR soll auch Kurreisen im Ausland anbieten. Könnten Sie mal zusammenstellen wohin man sich mit welchem Leiden wenden sollte?

Otto Heber, Berlin

Für die Buchung der nachstehend genannten Kurorte muß vorausgeschickt werden: Für die ČSSR, Ungarn und Bulgarien werden Standardreisen angeboten. Für die Sowjetunion können nur Einzelreisen nach Sonderprogramm bei Intourist bestellt werden, und der Vertragsabschluß erfolgt erst nach Bestätigung. Gleiches gilt für die Volksrepublik Polen.

Indikationen auf einen Blick	Herz-Kreislauf	Bewegungsapparat Rheuma	Harntrakt	Verdauungssystem	Nervensystem	Stoffwechsel	Haut	Blut	Luftwege	Frauenleiden
Sowjetunion										
Jalta	■				■	■		■	■	
Jessentuki			■	■		■				
Kislowodsk	■				■	■			■	
Odessa		■			■					■
Pjatigorsk		■		■	■	■	■			■
Repino	■	■							■	
Shelesnowodsk			■	■		■				
Sotschi	■	■			■		■			■
Zschaltubo	■	■			■		■			■
ČSSR										
Bechyne		■								
Frantiskovy Lazne	■	■				■				■
Jachymov		■				■				
Jesenik					■				■	
Karlovy Vary				■		■				
Luhacovice				■		■				
Marianske Lazne			■		■	■			■	
Piestany		■			■					
Podebrady	■									
Sliac	■									
Strbske Pleso									■	
Teplice v. Cechach	■					■				
Trebon v. Cechach	■									
Trencianske Teplice		■			■					
Vraz u Pisku					■					
UVR										
Budapest		■								
Hajduszoboszlo		■			■		■	■		
Harkany		■							■	■
Heviz		■			■	■				
VRB										
Hissar			■	■						
Kjustendil	■	■			■	■	■			■
Pomorie		■			■					■
Sandanski									■	
Velingrad		■		■	■				■	■
SRR										
Bad Herculane		■		■	■					■
Bad Tusnad	■		■	■	■	■				
Calimanesti		■	■	■	■				■	
Caciulata										
Eforie-Nord		■			■		■			■
Felix		■		■	■					■
Slanic-Moldova				■		■			■	
VRP										
Busko					■	■	■			■
Ciechocinek	■	■				■			■	■
Kolobrzeg		■				■		■	■	
Krynica Beskiden	■		■	■		■				■
Kudowa Zdroj	■					■		■		
Polanica Zdroj	■		■	■						
Szeczawno			■	■					■	

Was – wenn?

Was geschieht, wenn ich den Treffpunkt der Reisegruppe nicht rechtzeitig erreiche? Und: Kann man auch am Flughafen noch Reisevaluta umtauschen, wenn man vorher keine Zeit hatte?

Achim Sommer, Vetschau

Ihre erste Frage ist sehr allgemein formuliert, so daß mehrere Antworten möglich sind.

Bleiben Sie im Ausland bei einer Besichtigung zu lange vom Treffpunkt der Reisegruppe weg, wird diese wahrscheinlich ohne Sie abfahren. – Wenn Sie beim Abflug in Berlin-Schönefeld nicht rechtzeitig erscheinen, fliegt die Gruppe ohne Sie ab. Sie müssen dann in Zusammenarbeit mit dem Reisebüro prüfen, ob Sie nachfliegen können und die Gruppe noch innerhalb von 48 Stunden erreichen. Aber das geht auf Ihre Kosten. Das Reisebüro unterhält selbst an den Wochenenden einen Bereitschaftsdienst (Telefon: 2 15 42 13), der mit Ihnen solche Fragen klärt. Er hilft auch, eine Beilage zum Personalausweis zu beschaffen.

Zu Ihrer zweiten Frage: In Berlin-Schönefeld gibt es auf dem Flughafen (erste Etage rechts!) einen Bankschalter. Er ist durchgehend geöffnet. Dort können Sie Rubel eintauschen oder auch andere Reisevaluta, wenn Sie die entsprechenden Unterlagen vorlegen.

Unersetzlich?

Welche Schadenersatzforderungen kann man stellen, wenn bestimmte, im Reiseprogramm enthaltene Leistungen nicht erbracht werden?

Christel Krömmling, Magdeburg

Wenn Sie bei einer Auslandsreise die mit dem Reisebüro der DDR vereinbarten Leistungen (Reiseleistungsvertrag!) nicht oder nur gemindert erhalten, dann steht Ihnen nach der Gesetzgebung der DDR eine entsprechende Entschädigung zu. Aus Leistungsminderungen auf Grund höherer Gewalt können Sie keine Ansprüche ableiten. Aber nehmen wir an, Sie haben eine bestimmte Hotelkategorie gebucht und werden in einer niedrigeren Kategorie untergebracht; oder Sie haben eine Exkursion im Programm mitbestellt, die nicht geboten wird, und wenn es dafür auch keinen Ersatzausflug gibt, dann können Sie daraus Ersatzansprüche ableiten.

Wenden Sie sich dann an das Reisebüro der DDR, das die nicht erbrachten Leistungen seitens des Partnerbüros auf dem Voucher des Reisebüros der DDR vermerken wird. Der wird dem Partnerbüro übergeben und kommt als Rechnung zum Reisebüro der DDR zurück. Es wird dann die Erstattung vom Partner verlangen, die dem Kunden gewährleistet wird.

Keine Intourist-Betreuer aus der Steinzeit, sondern „Die Schule der Wilden" von der Kinderhumorzeitschrift „Jeralasch" beim Gorki-Filmstudio Moskau

Wer recht
in Freuden
wandern will,
der geh' der
Sonn' entgegen.
Vergeß er nicht
das Sonnenöl!
Des Sonnen-
brandes wegen.

Segler sammeln sich um die Sonne: Turn auf dem Dnepr

Lieber länger?

Warum beträgt die Dauer von Reisen in sozialistische Länder im Durchschnitt nur 15 oder gar acht Tage? Ich bin der Ansicht, daß eine achttägige Reise kaum lohnt.

Erich Fröhlich, Berlin

Ihrer Meinung können wir nicht beipflichten. Das Reisebüro der DDR bietet auch Drei-Wochen-Reisen an, beispielsweise im Winter nach Sotschi-Dagomys, im Sommer auch nach Bulgarien. Meistens handelt es sich um Erholungsreisen. Nicht alle Reisen aber dienen der Erholung. Die kürzeren Reisen stehen vielmehr unter dem Gesichtspunkt von Bildung und Erlebnis. Auch in der DDR hat sich ja die Gewohnheit herausgebildet, den Urlaub zu teilen. Die meisten nutzen zwei Wochen, um sich zu erholen und eine Woche im Sommer oder Winter für eine kurze Erlebnis- und Bildungsreise. Nicht jeder will mit einer Auslandsreise gleich den größten Teil seines Jahresurlaubs nehmen. Gerade diese Kunden wünschen Kurzreisen zwischen vier und acht Tagen. Da es sich hier meistens um Flugreisen handelt (auch um näherliegende Ziele in der ČSSR), ist man in wenigen Stunden am Reiseziel. Darüberhinaus ist es ja auch eine Geldfrage. Eine Drei-Wochen-Reise ist wesentlich teurer als eine Kurzreise.

Das Reisebüro der DDR ist bemüht, Reisen von unterschiedlicher Dauer anzubieten, um jeden Geschmack, jeden Geldbeutel und jeden Zeitwunsch möglichst zu befriedigen.

Etwas kühler

Wir haben das Glück, eine Wunschreise Ende Mai, Anfang Juni nach Passanauri/Kaukasus und Sotschi bekommen zu haben. In Sotschi vermuten wir Sommerwetter, aber worauf haben wir uns im Kaukasus einzustellen?

Margot Arnold, Eisenach

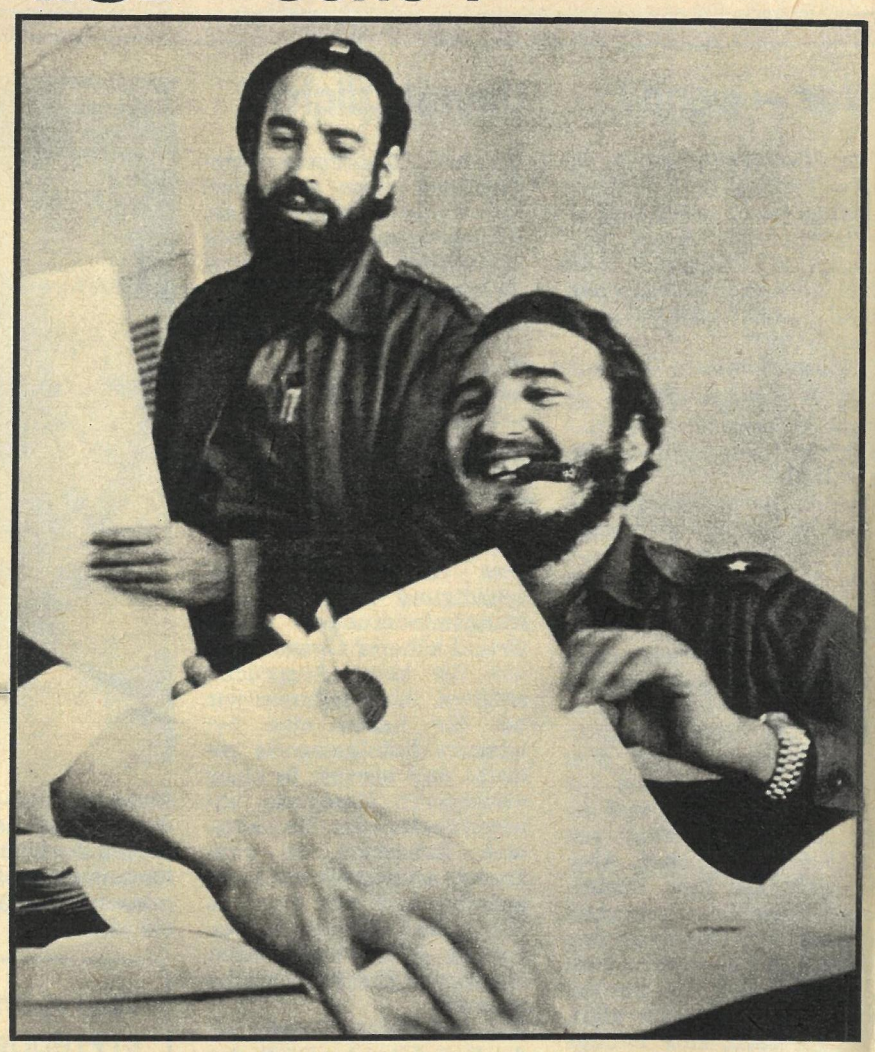
Die mittlere Sommertemperatur beträgt in Sotschi 21 °, doch an den Abenden muß mit einer kühlen Brise gerechnet werden, obwohl Sotschi im nördlichsten subtropischen Gebiet der Erde liegt.

Passanauri dagegen – 1014 Meter über dem Meeresspiegel – wird vom Progress-Reiseführer so charakterisiert: „In diesem Luftkurort herrscht nicht einmal im Hochsommer drückende Hitze, denn die nahen Waldungen spenden Kühle." Also ist nicht nur Sommer- und Badebekleidung zu empfehlen.

Kühne Angler im kühlen Karelien

Nach dem Sieg über die Batista-Diktatur zog die Rebellenarmee mit Fidel Castro am 8. Januar 1959 in die Hauptstadt Havanna ein. Ein Mitstreiter Fidel Castros und des legendären Revolutionärs Che Guevara, Dr. Antonio Nuñez Jimènez (Foto links), erinnert sich, welche Höhepunkte, Krisen und politischen Auseinandersetzungen das erste Jahr nach dem Sieg brachte. Stets war er an der Seite Fidel Castros, unternahm mit ihm viele Fahrten ins Land zu den Bauern und Köhlern, den Viehzüchtern und Arbeitern. Was sie dabei erlebten, hält er in seinem Buch „Unterwegs mit Fidel" fest, das im Dietz Verlag erscheint.

Weihnachten bei den Köhlern



Fidel Castro unterschreibt die ersten Eigentumsurkunden für die ehemals landlosen Bauern. Hinter ihm unser Autor, Dr. Jimènez.

Am 19. Oktober erhält der Ministerrat eine entscheidende Verstärkung, als Comandante Raúl Castro den Posten eines Ministers der Revolutionären Streitkräfte antritt. Comandante Augusto Martinez Sánchez wird Minister für Arbeit.

Zwei Tage später findet in Camagüey die von Comandante Hubert Matos, Militärchef der Provinz, angezettelte konterrevolutionäre Verschwörung statt. Es kann kein Zufall sein, daß am selben Tag ein Piratenflugzeug, das auf einem US-Militärstützpunkt gestartet wurde, Havanna bombardiert und Flugblätter abwirft, die vom Ex-Comandante Pedro Luis Dias Lanz unterzeichnet sind, der seit einiger Zeit in den Vereinigten Staaten lebt.

Der Luftangriff auf die Hauptstadt fordert zwei Todesopfer und über vierzig Verletzte, darunter viele Kinder und Greise. Zur gleichen Zeit, und das ist offensichtlich koordiniert, verüben feindliche Agenten in den Straßen Havannas Bombenanschläge.

Zu den Luftangriffen erklärt Fidel am 22. Oktober im Fernsehprogramm „Vor der Presse", warum die Aggression gerade zu diesem Zeitpunkt stattfindet, da Hubert Matos Verrat begeht, und daß die Bombenwerfer ebenso auf das Argument des Antikommunismus zurückgreifen wie Matos.

Die Antwort der kubanischen Revolution auf die Luftangriffe durch Flugzeuge aus den Vereinigten Staaten ist die militärische Ausbildung der Arbeiter und Bauern.

Camilos Vermächtnis

Fidel bleibt seiner geradlinigen Strategie treu und gibt die Losung aus, daß sich eine Million Kubaner vor dem Präsidentenpalast versammeln sollen, um gegen die Luftangriffe zu protestieren.

Die gigantische Kundgebung findet am 26. statt. Gemeinsam mit Raúl, Camilo, Che und seinen Genossen aus der Sierra Maestra nimmt Fidel sechs Stunden den Vorbeimarsch des Volkes ab. Bevor Fidel die Schlußrede hält, treten Präsident Dorticós, die Comandantes Juan Almeida, Che Guevara, Camilo Cienfuegos und Raúl Castro an die Mikrofone. Die Worte Camilos sind die letzten, die er an das von ihm so geliebte Volk richtet. Wenige Tage später kommt er bei einem tragischen Flugzeugunglück ums Leben, und so kann man seine Rede als sein revolutionäres Testament betrachten: „Unerschütterlich wie die Sierra Maestra ist heute die Entschlossenheit, die Würde und Tapferkeit des kubanischen Volkes, das sich hier vor diesem Palast versammelt, der dem Volk gehört.

Unbezwingbar wie der Gipfel des Turquino ist heute und für alle Zeiten der Wille des Volkes, seine Revolution zu verteidigen. Am heutigen Nachmittag wird deutlich, daß hinterlistiger, feiger Verrat diesem Volk und dieser Revolution nichts anhaben können, daß es uns nicht wanken macht, wenn Söldnerflugzeuge – gesteuert von Verbrechern und beschützt von den Mächtigen der USA – hier auftauchen. Denn hier steht ein Volk, das sich von Verrätern nicht in die Irre führen läßt... Die Feinde der Revolution sollen nicht glauben, daß dieses Volk sich ducken wird. Wer Flugzeuge schickt und Flugzeuge lenkt, soll nicht glauben, daß wir uns auf die Knie werfen und die Köpfe senken.

Auf die Knie werfen wir uns ein einziges Mal, unsere Köpfe senken wir ein einziges Mal, und das wird an dem Tag sein, da wir zu jenem Stück kubanischen Bodens gehen, der zwanzigtausend Kubaner birgt, und wir werden ihnen sagen: Brüder, die Revolution ist vollendet. Euer Blut wurde nicht umsonst vergossen."

Zum Schluß bekräftigt Fidel: „Die Agrarreform geht weiter, und jetzt erst recht! Das Gesetz über die Bergwerke, das Gesetz über das Erdöl, die Maßnahmen zur Verteidigung Kubas, die Bildungsreform, die Erziehungsreform, die Universitätsreform – alle Maßnahmen werden weitergeführt. Und die Revolutionstribunale machen weiter. Und wenn man uns dafür verleumdet, soll man uns verleumden! Wenn man uns dafür anklagt – soll man uns anklagen! Wenn man uns dafür angreift – soll man uns angreifen!

Wir leisten den Schwur des Volkes, wir und ihr gemeinsam: Kuba siegt, oder wir alle sterben. Denn mehr als je zuvor gelten die Worte unserer Hymne: Zum Kampf zieht, Bayameses, denn das Vaterland ist stolz auf euch. Fürchtet nicht den ruhmvollen Tod, denn sterben für das Vaterland heißt leben!"

Eine Frage der Neigung

Am 7. Dezember 1959 halten wir die dritte Nationalversammlung des INRA (Nationales Institut für die Agrarreform – d. Red.) unter Vorsitz Fidels ab. Wir haben bereits ein halbes Jahr Erfahrungen in der Anwendung der Agrarreform gesammelt, und der Latifundismus hat im Prinzip den Todesstoß erhalten. Die 26 Chefs der Landwirtschaftlichen Entwicklungszonen haben ihre Aufgabe erfüllt und die Latifundisten ausgeschaltet. In jenen Versammlungen mangelte es noch an der Disziplin, wie sie heute herrscht. Oft wollen viele zur gleichen Zeit reden, und mehr als einmal höre ich den Oberkommandierenden sagen: „Ich glaube, hier hat sich ein Grillenschwarm niedergelassen."

Oft macht er auch Scherze, die eine aufgeladene Atmosphäre in den Diskussionen schnell wieder entladen, oder aber er wirft beziehungsvolle Blicke in die Runde. Als er von den Gepflogenheiten auf der Universität spricht und deutlich machen will, daß die Studenten entsprechend ihren Fähigkeiten und Neigungen ausgebildet werden müssen, meint er scherzhaft: „Ein großer Teil der Absolventen fühlt überhaupt keine Berufung in sich. Es gibt eine Menge Ärzte, die sich nicht für die Medizin berufen fühlen" – und er guckt Doktor René Vallejo, Repräsentant des INRA in

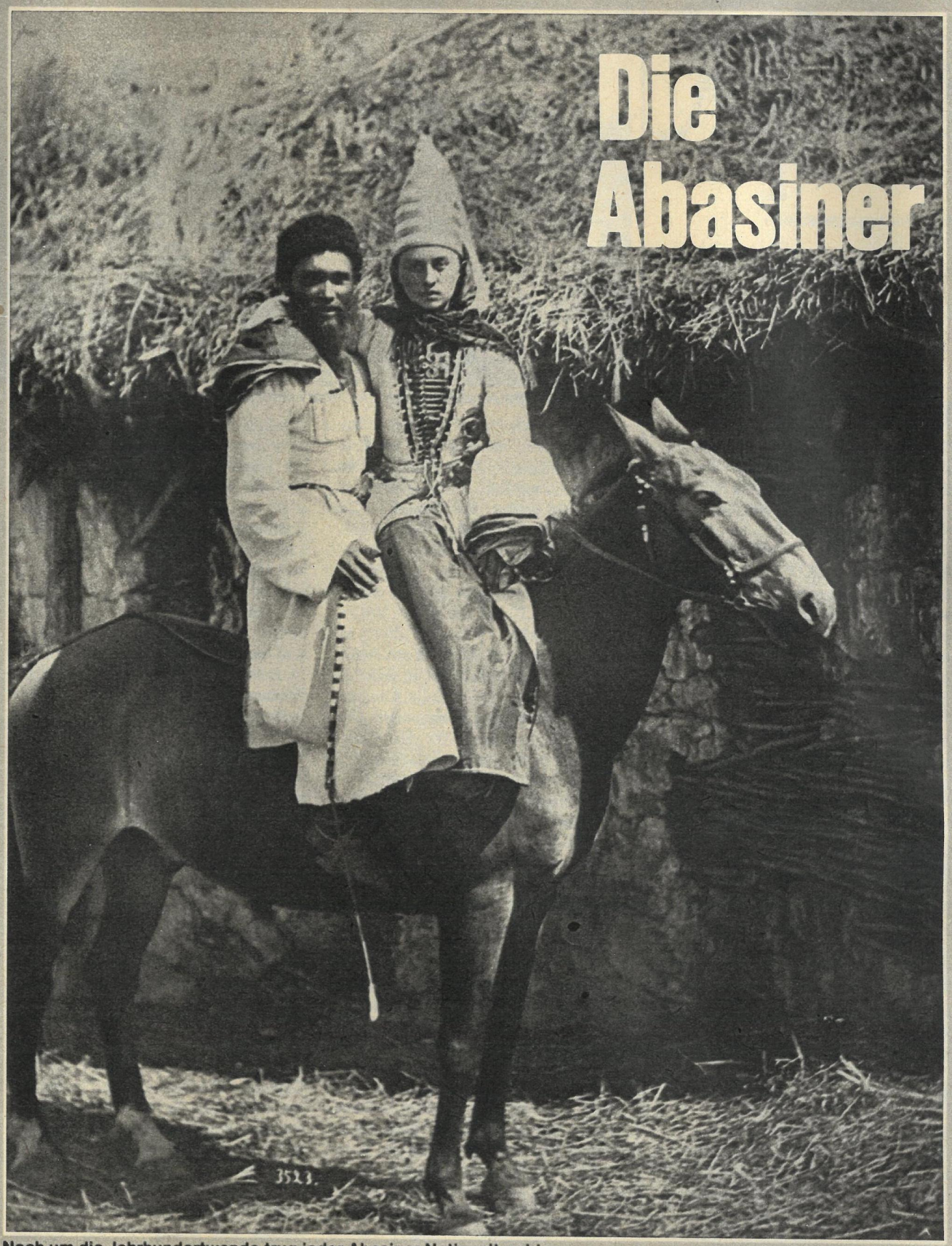
Fortsetzung auf Seite 27

FREIE WELT
1986

Die Abasiner

Gisela Reller und
Nina Charitonowa (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

Obwohl die Abasiner (Selbstbezeichnung: abasa) in keinem heutigen deutschsprachigen Lexikon zu finden waren, gehören sie zu den ältesten Völkern des Kaukasus. Wir trafen sie im Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen; etwa 5000 Abasiner haben seit drei Jahrhunderten im heutigen Adygeischen Autonomen Gebiet ihre Heimat gefunden. „Bis heute sind die Abasiner die historisch-ethnographisch am wenigsten erforschte Völkerschaft des Nordwestkaukasus", schreibt die Ethnographin Elena Danilowa in ihrem 1984 erschienenen Buch. In Karatschajo-Tscherkessien bewohnen die Abasiner 13 Dörfer in der Ebene, nahe dem Kuban. Natürlich trifft man sie vereinzelt auch in der Hauptstadt, auch im Gebirge, auch in Industriebetrieben. Doch aus den großartigen Viehzüchtern, einst in Abchasien lebend, sind in Karatschajo-Tscherkessien zumeist anerkannte Ackerbauern geworden, eng der Scholle und ihren Erntegaben verbunden.

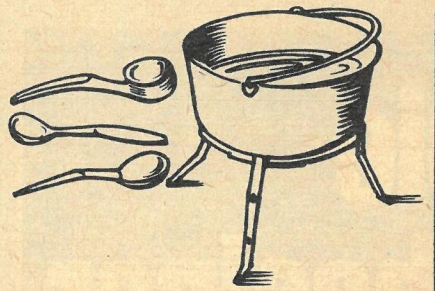


Noch um die Jahrhundertwende trug jeder Abasiner Nationaltracht...

...heute ist sie den Mitgliedern von Tanzensembles vorbehalten.

„Irgendwann müssen wir ja endlich unser Plätzchen in der großen Menschenfamilie einnehmen. Wir müssen endlich wissen, wer wir sind, aber auch die anderen müssen erfahren, wer wir sind."

Adil-Girej Keschew (1840–1872),
abasinischer Aufklärer



Haushaltsgegenstände

Lage: Das Autonome Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen (Kurzform: Karatschajo-Tscherkessien) liegt im Süden der zur RSFSR gehörenden Region Stawropol.

Territorium: Karatschajo-Tscherkessien ist 14 100 km² groß; im Süden erheben sich die teilweise vergletscherten Hochgebirgsketten des Kaukasus, im Norden breitet sich Kaukasusvorgebirgs- und -hügelland aus.

Klima: Es ist kontinental, dem Territorium entsprechend, höhendifferenziert.

Bevölkerung: Die Gesamtzahl der Abasiner in der UdSSR beträgt laut letzter Volkszählung von 1979 29 000 Menschen. Im Ausland sind etwa 10 000 Abasiner in der Türkei angesiedelt und in den Ländern des Nahen Ostens – in Syrien, Jordanien, dem Libanon.

Hauptstadt: Tscherkessk, am Kuban gelegen, ist Industriezentrum (Kühlanlagen, Maschinenbau, chemische Industrie).

Geschichtliches:

Ende 10. Jh.: Es beginnt die Formierung der heutigen Abasiner und Abchasen, als deren Vorfahren gelten die Apsiten und Abasgen.
14./17. Jh.: Die Abasiner siedeln von der Küste des Schwarzen Meeres in den Nordkaukasus über.
Um 1650: Die Mehrzahl der Abasiner begibt sich freiwillig in den Verband des Russischen Staates.
17./18. Jh.: Der Islam wird Staatsreligion. **1862/64:** Eine größere Anzahl von Abasinern siedelt als Folge des Kaukasischen Krieges (1817–1864) in die Türkei über.
1867: Es erfolgt eine Bauernreform, die eine schnellere Auflösung der Naturalwirtschaft fördert.
1883: Etwa 50 000 Abasiner sind insgesamt in die Türkei ausgewandert, im gesamten Kubangebiet sind nur noch 9921 Abasiner ansässig.
12. 1. 1922: Gründung des Autonomen Gebiets der Karatschaier und Tscherkessen. **1984:** Seit der Oktoberrevolution hat sich die Anzahl der Abasiner verdreifacht.

Abasinische Bauernhäuser vor der Jahrhundertwende

Nun habe ich ihn vor mir, den ersten Menschen abasinischer Nationalität. Es ist Frau Dr. Lolja Kunijewa. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsinstitut für Sprache, Geschichte und Literatur in Tscherkessk. Frau Dr. Kunijewa ist eine sehr elegante Erscheinung, das silbergraue Kleid fein abgestimmt auf das silbergraue Haar. „Haben Sie keinen Vatersnamen", wundere ich mich. – „Doch, im Paß ist er vermerkt. Aber bei uns Abasinern ist es nicht üblich, ihn im täglichen Umgang zu benutzen." Lolja Kunijewa ist in einem kleinen abasinischen Dorf geboren, am rechten Ufer des Kuban. Sie besuchte eine nationale Schule, später die Pädagogische Hochschule in Karatschajewsk. Nach Abschluß ihres Studiums unterrichtete sie zwei Jahre lang als Lehrer abasinische und russische Sprache und Literatur. Dann wurde sie nach Moskau an das Institut für Ethnographie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR delegiert. Hier hat sie auch ihre Doktorarbeit geschrieben, über kaukasische Geschichte und Folklore. „Dr. Kunijewa", bitte ich, „sprechen Sie einige Sätze abasinisch. Ich hörte, daß es eine sehr komplizierte Sprache sein soll." Ganz ungewöhnliche Laute klingen da an mein Ohr, eine Sprache mit Kehl-, Hauch- und Pfeiflauten. Dr. Kunijewa bestätigt, daß abasinisch die schwierigste kaukasische Sprache ist, vielleicht, meint sie, sogar die kompizierteste Sprache der ganzen Sowjetunion. Das Abasinische hat 72 Zeichen, einige Laute sind gegenüber anderen Sprachen so ungewöhnlich, daß zum Beispiel die Karatschaier unfähig sind, die abasinische Sprache zu studieren. Die meisten Tscherkessen verstehen zwar abasinisch, sind aber ebenfalls nicht in der Lage, abasinisch zu sprechen. „Was hat denn die Abasiner veranlaßt, ihre angestammte Heimat, das heutige Abchasien, zu verlassen?" Dr. Kunijewa: „Die Massenübersiedlung der Abasiner begann als Folge der Mongolenüberfälle. Nach der Verheerung weiter Landstriche machte sich im Laufe von drei Jahrhunderten ein ganzes Volk auf die Suche nach neuen Weidegründen. Wir Forscher sind der Meinung, daß die Tapanten im 15. Jahrhundert übergesiedelt waren, die Schkarauen aus ihren unzugänglichen Gebirgsdörfern machten sich dann im 16./17. Jahrhundert auf den Weg. Karatschaier, Tscherkessen und Abasiner lebten von Anfang an friedlich nebeneinander. Allerdings bevorzugten sie, in einzelnen Dörfern unter sich zu sein."

Ich empfinde die Gesichtszüge von Frau Dr. Kunijewa nicht als typisch kaukasisch. Sie bestätigt das: „Im Laufe der Zeit veränderte sich der anthropologische Typ der Abasiner. Sie gehören heute – wie die Tscherkessen und Kabardiner – zum Übergangstyp vom pontischen, also vom kleinasiatischen, zum kaukasischen Typ."

☆

Die Abasiner bewohnen im Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen Siedlungen, in denen sie mehr oder weniger unter sich sind. Wir fahren heute bei herrlichem Sonnenschein in das Dorf Psych. Es liegt nur zwanzig Autominuten von der Hauptstadt Tscherkessk entfernt, gleich hinter dem Kuban. Der Kuban ist hier schmal, flach und so gar nicht beeindruckend. Er entsteht aus Gletscherbächen am Elbrus, durchfließt in einer acht bis zwanzig Kilometer breiten Talaue das Kuban-Asow-Tiefland und mündet nach 870 Kilometern ins Asowsche Meer. Stauanlagen speisen Kanäle zur Bewässerung der Trockensteppe. Auch die Abasiner profitieren davon. In ihrer ursprünglichen Heimat waren die Abasiner anerkannte Viehzüchter. In der neuen Heimat nun trafen sie auf Menschen, die sich so gut wie sie selbst auf Tiere verstanden. Es spricht für die Klugheit und Friedfertigkeit der Abasiner, daß sie sich von nun an vorrangig dem Ackerbau zu widmen begannen. Die landwirtschaftlichen Hauptkulturen waren Hirse, Roggen, Kürbis. Aus Hirse bereitete man einen dicken Brei, der das Brot ersetzte. Mais – ohne den heute keine abasinische Tafel denkbar ist – wurde erst im 18. Jahrhundert angebaut. „Die Methoden des Ackerbaus", hatte uns Frau Kunijewa gesagt, „waren äußerst primitiv. Die Erde wurde mit einem Kiwat – einem hölzernen Pflug – bearbeitet. Die Shshwaga – die Egge – bestand aus Ästen, ähnlich gebunden wie ein Besen. Das Dreschen zum Beispiel erfolgte mit Hilfe von Bullen, die im Kreise herumliefen und mit den Füßen die Körner aus den Ähren stampften. Irgendwelche Dünge- oder Bewässerungsmaßnahmen kannten die Abasiner nicht. Als manche Fürsten Tausende von Pferden besaßen, hatten viele abasinische Bauern überhaupt kein Pferd, zu Fuß gingen sie in den Kaukasischen Krieg."

Am Eingang der Siedlung Psych werden wir vom Kolchosvorsitzenden erwartet. Als er sich als Wladimir Grigorjewitsch Skripzow vorstellt, wundere ich mich, daß er uns seinen Vatersnamen nennt. „Ich bin Russe", sagt er. Da wundere ich mich noch mehr... Haben die Abasiner keinen geeigneten Spezia-

MIRA TLJABITSCHEWA

Heute nacht hat es erstmals geschneit.
Wie das duftet! Wie festlich rein
steht der Schober in weißer Joppe.
Doch die Flocken, noch jung und scheu,
trauen sich nicht in die Höhe –
wohl aus Angst vor den Krähen –,
schweben sacht
hin und her,
schlafen ein
auf den harten, stachligen Stoppeln.
Weicher Schnee seit heut Nacht...
Seine kindliche Hand war zu schwach,
reichte nicht bis zur Spitze
jenes Ahorns am leeren Feld.
Ein fünflappiges Blatt,
in der Sonne aufblitzend,
schaut von oben herunter
und bestaunt wohl das Wunder
der verwandelten Welt.
Wie es dort leis verglüht,
ist's dem Vogelsang nahe verwandt.
Hätt sich gern in die Lüfte geschwungen,
als der Schwarm südwärts zieht...
Überm schneeweißen Land
winkt mit bebendem Flügel,
sacht im Winde sich wiegend,
nicht zu Ende gesungen,
des Spätherbstes goldenes Lied.

Deutsch von Johann Warkentin, der auch die Sprichwörter aus dem Russischen übersetzte

Die Abasiner

Der größte Feind des Fuchses ist sein Pelz.

*

Willst du einem Menschen Gutes tun, tue es, solange er lebt.

*

Greise im Haus – Ehre im Haus.

*

Der Kluge holt sich auch von einem Dummen Rat.

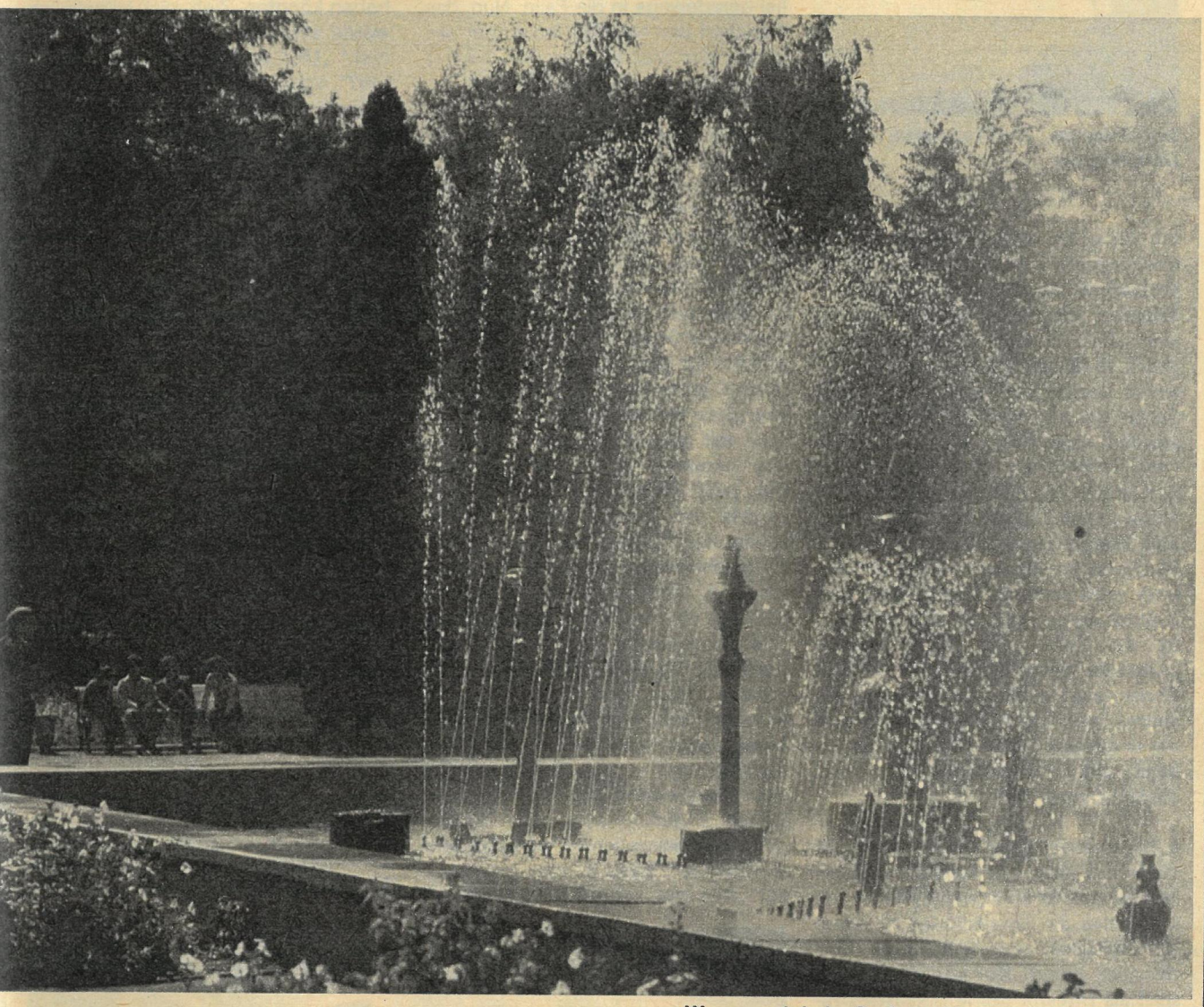
*

Ein guter Schäfer hat vier Augen.

*

Man kann zwei Melonen nicht in einer Hand halten.

Chefökonomin Russin, ein stellvertretender Kolchosvorsitzender, verantwortlich für den Ackerbau, ist Ukrainer, der andere, verantwortlich für die Viehzucht, ist Karatschaier, der Chef des Fuhrparks Ossete, der Leiter des Komsomol Ukrainer, der Chefarzt Karatschaier, der Bürgermeister Abasiner. Wladimir Skripzow führt uns durchs Dorf, in dem es – natürlich – eine Schule gibt, eine Poliklinik, ein Warenhaus, ein Kulturhaus. Uns interessieren besonders die Wohnhäuser, denn von Frau Kunijewa wissen wir, wie die Abasiner früher lebten. Das altabasinische Bauernhaus bestand aus Pfählen mit geflochtenem Reisig, das mit Lehm bestrichen und mit Stroh gedeckt war; es hatte in der Regel ein bis zwei Räume. Die Inneneinrichtung eines solchen Hauses: eine Feuerstelle, darüber eine von der Decke herabhängende Kette mit dem eisernen Kessel, das Ruhelager war eine mit Filz bedeckte Holzpritsche, man saß auf Bastmatten; an den Wänden hingen die Felle von der Jagd, die Kleidung, die Waffen und direkt unter der Decke die Maisbündel. Licht fiel durch eine kleine Öffnung, die durch eine Büffelblase abgedichtet war, erst zu Jahrhundertbeginn kannte man auch Fenster. Psych zeigt sich heute schmuck und adrett mit ein- bis zweistöckigen Steinhäusern. Man liebt offensichtlich Blumen- und Gemüsegärten. „Wie steht's bei Ihnen mit der Landwirtschaft?" frage ich den Kolchosvorsitzenden. „Gut. Ein Problem jedoch haben wir: die Erzeugung der Futtermittel."



Wasserspiele im Park der Hauptstadt Tscherkessk

listen? Wladimir Skripzow: „Rein abasinische Siedlungen gibt es nicht mehr, wie es auch keine karatschaiischen oder tscherkessischen mehr gibt. Es gibt lediglich Orte, in denen die eine oder andere Völkerschaft die Mehrheit der Bevölkerung ausmacht. Hier in Psych zum Beispiel sind 60 Prozent der Einwohner Abasiner, 22 Prozent Karatschaier, 13 Prozent Russen, 5 Prozent sind Tscherkessen, Armenier, Osseten, Ukrainer." „Die Leitungsfunktionen", sagt der Kolchosvorsitzende, „sind nicht in erster Linie nach der Nationalität, sondern nach der Ausbildung und dem Können besetzt." So ist Parteisekretär ein Abasiner, der Hauptbuchhalter Tscherkesse, der verantwortliche Zootechniker Karatschaier, der Chefingenieur für das Bauwesen Abasiner, der Leiter der Mechanisatorenbrigaden Tscherkesse, die

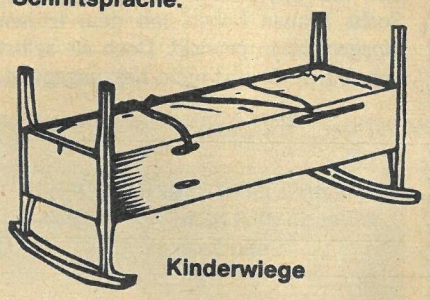
In Psych kommt der Postbote noch hoch zu Roß, was uns Großstadtkinder tief beeindruckt. Vor einem Häuschen bleibt Wladimir Skripzow stehen, fragt uns: „Sie wollen doch ein Haus von innen besichtigen und eine echt-abasinische Familie kennenlernen. Wie wär's mit diesem Haus? Drinnen – als wir der Festtafel gewahr werden, stellen wir uns einen Augenblick vor, uns hätte dieses Haus nicht zugesagt... So aber sind wir nun Gäste des abasinischen Ehepaares Ibragim und Schawelja Malchosow. Ihr Häuschen hat fünf Zimmer, die üblich, wie die unsrigen, eingerichtet sind. Die Malchosows haben sechs erwachsene Kinder, zwei Söhne und vier Töchter. „Bei den jungen Leuten heute", hatte Frau Dr. Kunijewa gesagt, „sind drei Kinder schon ‚die Decke'!" Wie in alten Zeiten bleiben die verheirateten Söhne auch heute noch mit ihren Familien meist bei den Eltern wohnen, ziehen die Töchter zu den Eltern ihrer Männer. Die älteste Tochter der Malchosows allerdings lebt in Moskau, sie ist Näherin. Und rein abasinisch ist die Familie auch nicht mehr, denn die andere Tochter ist mit einem Tscherkessen verheiratet. Was sagt Vater Malchosow dazu? „Wir haben nichts dagegen. Wir verstehen auch, daß sich unsere Tochter den tscherkessischen Gepflogenheiten anpaßt. Von einer tscherkessischen Schwiegertochter hingegen würden wir erwarten, daß sie unsere Sitten akzeptiert und befolgt." Durfte sich die Abasinerin früher nicht zusammen an einen Tisch mit Männern setzen, so gebietet die Sitte heute, daß sie

Zeitung in abasinisch

Bodenschätze: Kupfer, Blei, Zink, Kohle; zahlreiche Mineralquellen.

Wirtschaft: Innerhalb der Industrie haben die chemische, die Nahrungsmittel-, die Holzverarbeitungs-, die Textilindustrie, der Maschinenbau, die Metallverarbeitung sowie die Baustoffindustrie und der Bergbau größte Bedeutung. Hauptzweig der Landwirtschaft ist die Viehzucht im Gebirge, gefolgt vom Ackerbau bei umfangreicher Bewässerung in den Ebenen sowie Obst- und Weinbau in der Vorgebirgszone.

Sprache: Sie teilt sich in zwei Dialekte, in den tapantischen und schkarauischen Dialekt. (Als die Abasiner noch auf abchasischem Territorium lebten, hießen Tapanten die Bewohner der Ebene, Schkarauen die Bewohner der Berge.) Die abasinische Sprache gehört zur abchasisch-adygeischen Gruppe der iberisch-kaukasischen Sprachen. Seit 1932 haben die Abasiner eine Schriftsprache.



Kinderwiege

Rezept

HUHN AUF ABASINISCH MIT BASTA

Das Huhn zerteilen, in einen Topf mit kaltem Wasser legen und auf mittelstarker Flamme weichkochen. Das Hühnerfleisch aus der Brühe nehmen, abtropfen lassen, mit feingehacktem Knoblauch und Salz bestreuen und etwa 35 Minuten stehenlassen. Während dieser Zeit in einem anderen Gefäß feingeschnittene Zwiebeln in Butter goldbraun braten, gemahlenen Pfeffer dazugeben, mit Weizenmehl andicken und cremebraun braten. Danach heiße Hühnerbrühe aufgießen und eine dickflüssige Soße anrühren. Diese etwa 15 Minuten lang auf mittelstarker Flamme kochen lassen, vor dem Abheben mit gemahlenem Pfefferkraut anreichern. Das mit Knoblauch und Salz durchtränkte Hühnerfleisch in die Soße geben, alles gut durchrühren, zugedeckt stehenlassen und nach etwa 8 Minuten heiß servieren. Dieses Gericht wird mit Basta gereicht, einer nationalen Maisspeise, die das Brot ersetzt.

sich erst setzt, wenn der Schwiegervater Platz genommen hat. „Und die Kinder", hatte Dr. Kunijewa gesagt, „werden bei uns Abasinern leise erzogen, es fällt kein böses Wort." Unsere Beobachtungen bestätigen dies, obwohl – die kleinen Abasiner sind durchaus keine Leisetreter, im Gegenteil, sie sind lebhaft und quicklebendig und können einen ganz schön nerven, finde ich. Die abasinischen Eltern aber finden nichts dergleichen...

☆

Wir werden zu Tisch geladen. Da steht doch tatsächlich ein ausgewachsener Hammel auf seinen vier Beinen, obwohl er rundum knusprig gebraten ist, mit Petersilie garniert. Das, so hören wir, sei eine typisch abasinische Aufmerksamkeit für Ehrengäste. Auf dem Tisch nur abasinische Nationalgerichte. Schawelja Malchosow erklärt uns alles. Auf keiner Festtafel darf Hühnchen abasinisch fehlen, mit Basta, einem Maisbrei. Oft muß statt des Hühnchens auch eine Pute dran glauben; Lakum ersetzt das Brot, es schmeckt wie ungesüßte Pfannkuchen; viele Maisgerichte zieren den Tisch, mal mit Zucker und zerlassener Butter, mal mit einer Art saurer Sahne, mal mit Bohnen und Trockenfleisch; auch viele Nudeln, besonders schmackhaft mit Sauermilch; eine „Bonbonpyramide" steht vor dem Platz des Ältesten, die „Chalwy" zeigt an, daß es sich hier nicht um ein gewöhnliches Essen, sondern um einen Festschmaus handelt. Innerhalb der Familie ißt man viele Gerichte zu dritt von einem Teller oder aus einer Schüssel. Wieviel Mühe hat man sich mit dem Essen für uns gegeben. Sechs Frauen haben seit dem frühen Morgen daran gewirkt. Doch sie selbst haben sich für uns nicht herausgeputzt.

Schimpfe nicht über deine Frau, wenn du dich nicht von ihr trennen kannst.

*

Hast du einen guten Sohn, bekommst du auch eine gute Schwiegertochter.

*

Besser heute einen halben Maisfladen, als morgen einen ganzen.

*

Die Freude des Reichen ist sein Reichtum, die des Armen sind seine Kinder.

*

Gib auch einem bösen Menschen Umhang und Mütze, aber trenne dich von ihm.

*

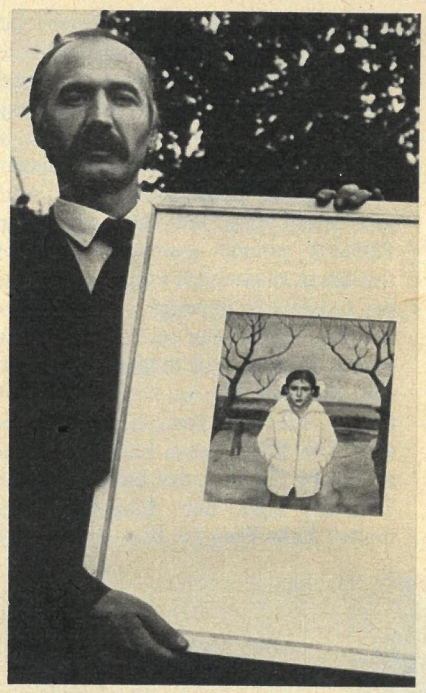
Zücke den Dolch nicht zweimal, gib dein Wort nur einmal.

*

Wer die Heimat verrät, verrät auch seine eigene Mutter.

*

Freunde haben auf einem Lammfell Platz, Feinden ist auch ein Ochsenfell zu klein.



Der Maler und Grafiker Nurbij Dshandarow

Ich finde das sympathisch und fühle mich sogleich wohl in ihrem Kreise. Als ich auch stehen bleiben will, bis sich der Hausherr setzt, sagt Ibragim Malchosow: „Ein Ehrengast darf sich, ganz gleich ob Mann oder Frau, vor dem Ältesten setzen. Und außerdem können Sie bei uns alles so machen, wie Sie es gewöhnt sind. Wären wir bei Ihnen zu Gast, würden wir es ebenso halten." Den letzten Bissen noch im Munde, erklingt draußen abasinische Volksmusik und: Was für ein Stimmengewirr? Mucharki, der älteste Sohn der Malchosows, wird heute als bester Fahrer des Kolchos geehrt. Ihm, nur ihm zu Ehren ist das Tanz- und Musikensemble „Abasinka" gekommen, ihm, nur ihm zu Ehren feiert heute, am Sonntag, ein ganzes Dorf. Und nur deshalb hat man uns in dieses Haus, zu dieser Familie geführt, und nicht etwa weil es Psychs „Vorzeigehaus" ist.

☆

Nach unserer Reise kreuz und quer durch das Autonome Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen*) können wir sagen, daß die Abasiner hier durchaus „ihr Plätzchen" gefunden haben. Der Abasiner Kanok Klytschew zum Beispiel als Direktor des Musikalisch-Dramatischen Theaters in Tscherkessk; Mira Tljabitschewa, inzwischen Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR, als Lyrikerin; Nurbij Dshandarow als Maler und Grafiker; Abrek-Saura Goshew als Direktor der Musikhochschule in Tscherkessk; 197 Abasiner als Facharbeiter im Petrolchemischen Kombinat. Für den abasinischen Fräser Muchamed Kabalow tritt während unseres Dortseins das betriebseigene Kulturensemble auf, denn Muchamed Kabalow erfüllte seinen Monatsplan mit 117 Prozent. Hübsch, dem Auszuzeichnenden zur klingenden Münze noch Tanz, Musik, Gedicht dazuzugeben.

*) Ende des Jahres erscheint innerhalb der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" auf 26 FREIE WELT-Seiten der nächste große Sammelbeitrag, diesmal über die Karatschaier und Tscherkessen.

Märchen

Der Wolf in der Falle

Ein Jäger hatte einen kleinen Esel. Dieses Eselchen war ein großer Faulpelz und lief oft seinem Herrn davon. Da geschah es eines Tages, daß der kleine Esel von einem Wolf angefallen wurde. Ach, wie hetzte Isegrim den armen Kerl, und in seiner Todesangst sprang dieser hinaus auf eine Lichtung. Aber eben dort, am Waldesrand, hatte der Jäger eine große Grube ausgehoben – als Falle für die wilden Tiere. Vor Schreck flog unser Grautier mit einem riesigen Satz über diese Grube hinweg, der Wolf jedoch überschlug sich in seinem Lauf und fiel geradewegs in die Falle. Nun, das Eselchen war natürlich bald über alle Berge, der Wolf aber heulte, knurrte und fetzte sich das Fell vom Leib.

Da hoppelte ein Häschen an der Grube vorüber. Der Wolf, der das Hasenjunge witterte, fing sofort zu winseln an: „Ach Bruderherz, mein Lieber, was bist du doch wunderschön, so flaumig und so wollig weich. Deine Ohren lang, dein Schwänzchen gestutzt, nichts hat der Hund, wonach er schnappen kann. Zieh mich heraus aus dieser Grube. Nichts auf der Welt soll mir für dich zu schade sein." – „Nein", antwortete das kleine Langohr. „Dein Ehrenwort, Wolf, ist wie ein Sieb mit großen Löchern." Rief es und hoppelte weiter seines Wegs. Der Wolf wälzte sich hin und her, knurrte und heulte, riß sich in Büscheln das Fell vom Leib.

Da tauchte eine Füchsin am Grubenrand auf. „Ach du Sonne meiner Augen, du meine Schwester", fing der Wolf zu schmeicheln an, „keine Klügere gibt es unter den Tieren des Waldes. Dein Schweif allein birgt Hunderte von Pfiffigkeiten, hol mich heraus, alles, was du willst, werde ich für dich tun." – „Hm, und was wäre das?" fragte die Füchsin. – „Hühner, Gänse, Puten – alles, was du begehrst, schleppe ich für dich aus dem Dorf herbei", tönte es von unten herauf. „Sag mal, seit wann bist du Wolf denn so gutmütig? Bleib, wo du bist, Bruderherz", antwortete die Füchsin, wedelte mit dem Schwanz und lief weiter ihres Wegs. Der Gefangene tobte weiter.

Da tauchte auf der Waldwiese ein Eselchen auf. Nicht irgendeins, sondern genau das kleine Eseljunge, das vor kurzem wie durch ein Wunder dem Wolf entkommen war. Verlaufen hatte es sich im Wald und suchte nun den Weg nach Hause. „Ach du mein Bruder, mein geliebter", ließ der Wolf seine Stimme erschallen. „Du schönster aller Schönen. Ohren hast du wie ein kleiner Hase, Hufe wie ein stolzes Ross, einen Schwanz wie ein starker Stier. Du allein vermagst es, eine Last zu stemmen, die fünf Ochsen nicht heben könnten. Zieh mich heraus, ich werde alles tun, worum du mich bittest." „Und was würdest du für mich tun?" erkundigte sich gespannt der kleine Esel. „Alle Weideplätze in den Bergen gehören mir", klang es ihm als Antwort in den Ohren. „Ich schenke dir die saftigste aller Wiesen. Oder hast du es etwa nicht über, tagaus, tagein Lasten zu schleppen?" All sein bißchen Verstand verlor das Eselchen bei dem honigsüßen Gerede und vergaß, daß Wolf und Esel seit ewigen Zeiten Feinde sind. Am Rande der Grube kniete es nieder und hielt den Kopf in die Tiefe. All seine Kräfte raffte das Eseljunge zusammen und zog den Bösewicht aus der Grube. „Laß mich los", schrie es jämmerlich. Aber ach, es war zu spät – der Wolf stürzte sich auf seinen dummen Retter und fraß ihn, legte sich in die liebe Sonne und ließ sein Schnarchen durch den ganzen Wald dröhnen.

Aber nicht lange, da kam der Jäger des Wegs und erschoß ihn. Sein Eselchen aber suchte er vergeblich.

Deutsch von Gabriele Kleiner

Wir danken der Presseagentur Nowosti in Moskau für die Unterstützung bei der Erarbeitung dieses Beitrages.
2 historische Fotos: Jermakow

Ibragim Malchosow (mit Hut), seine Frau Schawelja (mit Kopftuch), dahinter der älteste Sohn Mucharki

Weihnachten bei den Köhlern

Fortsetzung von Seite 22

Oriente, an. Beide lächeln. „Eine Menge Ingenieure fühlen sich nicht zum Ingenieurwesen berufen" – er wendet sich zu Ingenieur Enrique Cabré, dem Chef der Abteilung Landwirtschaftsmaschinen des INRA. „Und es gibt eine Menge Advokaten..." – und überrascht hören die Anwesenden ihn sagen –, „mich selbst, also, ich weiß nicht, warum ich Rechtswissenschaften studiert habe."

Fidels Blick ruht jetzt auf Comandante Dr. Borges, und er sagt: „Schließlich gibt es auch eine Menge Zahnärzte, die sich nicht für die Zahnmedizin berufen fühlen."

Als das Lachen verstummt, fügt er, ernst werdend, hinzu: „Borges war der einzige Zahnarzt, den es in der Sierra Maestra gab, nein, es gab zwei. Einer ist Borges, und der andere, der vor ihm da war, wurde ermordet. Diese Genossen haben die Berufsehre gerettet, weil wir in den Bergen alle Probleme mit den Zähnen hatten, und es gab kaum eine Möglichkeit, einen Zahnarzt zu finden, der bereit gewesen wäre, zu uns in die Sierra Maestra zu kommen."

Ein Delegierter ruft: „Sie, Comandante, hat man auf der Universität ‚der Bauer' genannt!" – „Ja, so nannte man mich auf der Universität, weil ich aus Birán stamme. Man muß sagen, daß wir, die wir die Universität besucht haben, sehr gut wissen, daß nur zwanzig Prozent der Studenten an den Lehrveranstaltungen teilnahmen und daß die anderen überhaupt nichts fürs Studium taten. Kein Mensch hat sich nach meiner Meinung darauf vorbereitet, in seinem Beruf Ordentliches zu leisten. Das muß die Revolution verändern."

Wenn der Staat Millionen von Peso für die Universität ausgibt, so sagt Fidel, dann stammt dieses Geld letztlich aus der Arbeit der Menschen, und es wäre ungerecht, wenn dieses Geld verschleudert würde. „Wenn es überhaupt jemanden gibt, der ernten darf, ohne zu säen, dann sind es die Professoren und Lehrer", meint er und fügt hinzu, daß man also gerechterweise den arbeitenden Menschen, die für den Unterhalt des Lehrkörpers aufkommen, auch den Zugang zur Universität öffnen muß. „Wenn wir das geschafft haben, dann bringen wir Ordnung in diese Republik."

Fidel lehrt uns alle, revolutionär und humanistisch zu denken und zu handeln. Als er über die Häuser spricht, die für die Bauern gebaut werden müssen, meint er: „Man darf keine Flachdächer auf die Häuser setzen. Die Häuser müssen ein Dach haben, daß sie auch wie Häuser aussehen und nicht wie Kisten. Ein ländliches Haus ohne überdachten Eingang ist scheußlich. Die Bauern sollen Blumen und Bäume pflanzen, und ihre Häuser dürfen nicht alle gleich aussehen. Man muß sie mit Sinn für Schönheit bauen, damit die Dörfer nicht eintönig werden, schön sollen sie werden."

Fidel geht dazu über, die Notwendigkeit darzulegen, daß die Teilpächter und Pächter Eigentumsurkunden für den Boden erhalten, vor allem in den Bergen, weil die individuelle Wirtschaft dort der ideale Produktionstyp ist. „Das ist ein hervorragendes Gegenargument, und wenn wir das nicht tun, dann laufen wir Gefahr, daß man die Bauern negativ beeinflußt und ihnen sagt, wir geben ihnen keinen eigenen Boden, wir nehmen ihnen Boden weg, wir verleiben alles dem Staat ein." Er will wissen, warum die Eigentumsurkunden noch nicht fertig sind, und Waldo Medina, der Chef der Rechtsabteilung des INRA, informiert ihn, daß sie längst gedruckt sind. Die erste Urkunde ist für eine Bäuerin namens Engracia Blet von der Hazienda Nuevo Rio Toa bestimmt.

„Gib die Urkunde und alle anderen, die fertig sind, her. Ich will sie unterzeichnen." Fidel strahlt vor Zufriedenheit, als er aus seiner olivgrünen Feldbluse den Füllfederhalter zieht, um die Urkunde für Engracia Blet zu unterschreiben, und er kommentiert den Akt: „Dort, wo die Spanier begannen, den Indios Land zu rauben, fangen wir an, es den Bauern zurückzugeben. Ich werde 150 000 solcher Urkunden unterzeichnen müssen."

Landung in der Nacht

Rogelio erwacht bei Sonnenaufgang. Seine Frau kocht Kaffee, die sieben Kinder schlafen noch in dem engen Raum. Neun Personen wohnen insgesamt in dem elenden Häuschen aus alten Brettern und Palmwedeln.

Als Rogelio aus seinem Bohio tritt, blickt er zum Nachbarn. Bei Carlos steht die Tür offen, und da hört er ihn auch schon rufen. Es ist Heiligabend, und sie wolien noch einkaufen gehen. Rogelio will auch seine Abrechnung holen, bei der Genossenschaft Kleidung für die Kinder kaufen und für Pilar, seine Frau.

Gemeinsam verlassen sie die Finca Santa Teresa, ein ehemaliges Latifundium, jetzt Eigentum der Köhlergenossenschaft. Sie gehen einen schmalen Fußweg entlang, bis sie zum Flugplatz kommen, der vom INRA angelegt wurde, dann über die breite Flughafenstraße. Sie kommen nach Soplillar, vorbei an der kleinen renovierten Schule, die hellgrün angestrichen ist, vorbei an den Holzhäusern, die mit bunten Papiergirlanden geschmückt sind. Ein Fest steht bevor.

Rogelio und Carlos bahnen sich einen Weg zum Ladentisch des Volksladens, um ihr Geld abzuholen, das sie von der Genossenschaft zu bekommen haben.

Die Preisliste an der Wand ist aussagekräftig. Da sich die Einnahmen der Köhler fast verdoppelt und die Lebenskosten gesenkt haben, ist der Lebensstandard in der Ciénaga innerhalb weniger Monate beträchtlich gestiegen. Nach einer Stunde kehren Rogelio und Carlos, jeder mit einem Sack voller Lebensmittel, Honiggebäck und anderen Süßigkeiten für ihre Kinder, nach Hause zurück.

Weit entfernt von Soplillar verläßt der Ministerpräsident die Hauptstadt. Wir fahren im Auto durch Städte und Dörfer, die mit Unmengen bunter Girlanden und Wimpel geschmückt sind. Wenn Fidel vorbeikommt, grüßen ihn die Leute voller Herzlichkeit. Alle wollen ihm die Hand drücken und ihm sagen, daß sie die Revolution unterstützen. Es ist das erste Weihnachten in einem freien Kuba.

An der Zentrale Australia biegt das Auto von der Straße ab, die die Ciénaga durchquert. Wir lassen das Auto an der Anlegestelle des Kanals zum Schatzsee stehen und fahren mit dem Aeroboot weiter. Während wir umsteigen, sehen wir, wie sich viele Autotouristen hier einfinden.

Wir erreichen den Schatzsee.

„Wohin gehen wir jetzt?" fragen wir. – „Zu den Köhlern", meint Fidel. „Wir essen mit ihnen Abendbrot."

Der Hubschrauber startet, wir fliegen nach Soplillar. Der Anbruch der Nacht hat in jenen einsamen Gegenden etwas Bedrückendes. Ewiger Morast, endloses, undurchdringlich scheinendes Gestrüpp, kaum hier und da einmal der Lichtschein einer menschlichen Behausung.

Nahe bei Soplillar blinken die Laternen der beiden Bohios, und Fidel sagt, wir sollten hier landen. Die Scheinwerfer des Hubschraubers werfen einen gleißenden Lichtstrahl auf den Boden. Ein gutes Dutzend Kinder und ihre Eltern kommen aus den Hütten gelaufen, um uns zu begrüßen. Es sind die Familien von Carlos und Rogelio. Sie haben einen leuchtenden Punkt am Himmel gesehen, wären aber nie auf den Gedanken gekommen, daß der Regierungschef der Republik auf dem Wege zu ihnen ist. Im Hof des Bohio steht der Hubschrauber wie ein dunkler Nachtvogel. Wir setzen uns unter einen Baum, dessen Zweige sich in der leichten, winterlichen Brise wiegen. Die Laternen erleuchten das grüne Blätterdach vor nachtschwarzem Hintergrund. Wenige Meter entfernt brutzelt der Lechón, ein mürbegewalkter, kräftig gewürzter Schweinebraten, nach Art der Region in Bananenblätter gewickelt, leise vor sich hin. Sein Duft macht Appetit.

Felipe Socorro, der LKW-Fahrer der Genossenschaft, kommt mit seiner Gitarre. Alle mögen ihn, weil er von ansteckender Fröhlichkeit ist. Der alte Pablo Bonachea greift sich eine Flasche und einen Löffel, sie werden in seinen Händen zum Instrument, und Felipe und Pablo bilden ein Duo, das uns allen viel Freude macht. Pablo ist der beste Improvisator hier, und seine Lieder sprechen von der Liebe, von der Dankbarkeit der Ciénagabewohner für Fidel.

Je später es wird, desto mehr Nachbarn kommen zu uns; die Musik zieht sie her und der Wunsch, die Festtagsfreuden mit den anderen zu teilen. José Caballero grüßt alle, die die olivgrüne Uniform tragen: „Welch Unterschied! Vor einem Jahr kamen die Gelben von der Landgendarmerie, trieben mir mein Schwein weg. Und einen Neffen von mir haben sie auch getötet. Kein Mensch weiß, wo er begraben liegt. Leute, jetzt herrschen andere Zeiten!"

José ist mit seinen beiden Söhnen gekommen, José Maximiliano und Alfredo, neun und zehn Jahre alt. Voller Stolz geben sie Fidel sechs Peso und achtzig Centavos für die Bodenreform; sie hatten einen kleinen Meiler geschichtet und die Kohle an die Genossenschaft verkauft. Fidel geht umher, spricht mit den Leuten aus der Umgebung. „Fidel fühlt sich wohl wie der Hirsch in den Wäldern", meint Alipio, ein Köhler.

Ein Junge zeigt dem Ministerpräsidenten seinen Ausweis der Jugendpatrouillen. Fidel fragt Alfonso Bauzá danach, und der erklärt ihm: „Wir haben die Patrouillen gegründet, damit sie die Bevölkerung beschützen, die Agrarreform und die Revolution verteidigen." Ein alter Mann aus Soplillar geht auf Fidel zu und sagt: „Als ihr in den Bergen für die Freiheit gekämpft habt, da habe ich nicht geglaubt, daß das so eine anständige Revolution sein wird. In der Vergangenheit gab es so viele Enttäuschungen. Ich kenne die Ciénaga wie kein anderer, und jetzt erkenne ich sie schon kaum wieder. In Soplillar sind 148 Genossenschaften, in Buenaventura 190 und in Plapite mehr als 80. Und dazu noch die Straßen, die Strände, die Volksläden."

Vor Mitternacht sitzen wir alle an einem großen Holztisch, vor uns den Lechón, eine Schüssel Yucca, Salat und weißen Reis. Der Wein und die Turrones, das Honiggebäck, aus dem Volksladen sind kubanische Produkte.

Ein Jahr lang ist die Revolution an der Macht, ein Jahr, das nicht frei von schmerzlichen Ereignissen war: der tragische Tod Comandante Camilo Cienfuegos; der Verlust wehrloser Bürger, die Opfer von Sabotage und Luftangriffen; der Kampf gegen Laster, die in vier Jahrhunderten der Kolonie und Abhängigkeit gewachsen sind.

Der direkte Kontakt mit den Menschen hier, die fast familiäre Zuneigung, die sie ihm bekunden, machen Fidel unendlich froh. Ich glaube, nichts könnte seine tiefe Liebe zu den einfachen Menschen, die ihn unserem Nationalhelden José Marti so verwandt macht, besser bezeugen als dieses Weihnachtsfest mit den Männern, Frauen und Kindern der Ciénaga.

– Ende –

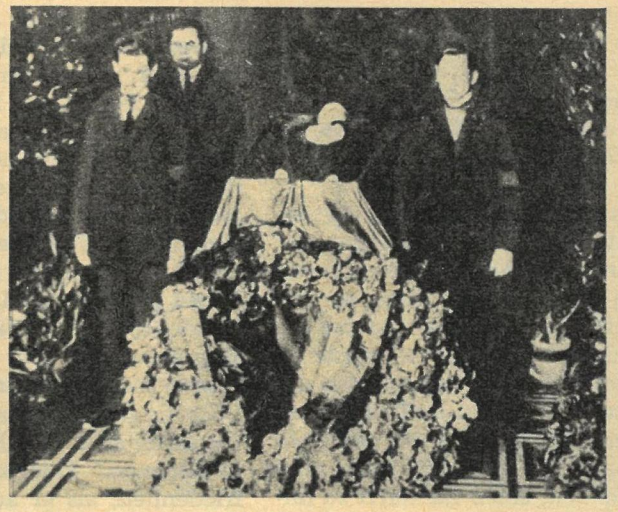
Fotos: ZB. Dietz Verlag

Tatsachen, Hintergründe, Personen – Szenen aus der Geschichte der Abrüstung
von Jürgen Jessel

EIN VERSTOSS GEGEN DIE GUTEN SITTEN

Mussolinis „Schwarzhemden": seit 1922 an der Macht

Hindenburg als Staatspräsident



UdSSR-Botschafter Woikow ermordet

Arbeit

Der Weltraum frei von Waffen, die Erde befreit von Atombomben und Raketen, die konventionelle Rüstung weltweit beschränkt – Utopie oder reale Chance? Nicht zum erstenmal liegen vernünftige, realisierbare Vorschläge der Sowjetunion auf dem Tisch.
In unserem Jahrhundert redeten Politiker schon über allgemeine Abrüstung, bevor der erste Weltkrieg ausbrach. Da blieben die Staatsmänner noch unter sich, die Krieg für ein Mittel der Politik, für selbstverständlich und unvermeidbar, und Rüstung also für unentbehrlich hielten. Als die Waffen des ersten großen Krieges schwiegen, waren sie nicht mehr unter sich. Eine Regierung erhob ihre Stimme, die aussprach und bewies, daß Krieg Menschenwerk ist, also vermeidbar, und Rüstung also entbehrlich. Diese Stimme gehörte dem Land der Sowjets. Und sie ist nicht verstummt. Gleichgesinnte haben sich mit ihr vereint, Bundesgenossen, Partner im Geist der Vernunft. Gemeinsam verteidigen sie den Frieden und fordern die Abrüstung, die heute, bei Strafe des Untergangs für alle, unvermeidlich geworden sind.

Im Februar 1919 wurde eine Organisation ins Leben gerufen, die sich den Namen Völkerbund gab. Selbstverständlich handelte es sich nicht um einen Bund der Völker. Nach Aussage der Erfinder ging es darum, das Reich des ewigen Friedens zu begründen. Zunächst allerdings begnügte sich der Völkerbund damit, Kommissionen zu gründen.
Eine von ihnen widmete sich der Abrüstung. Sie bestand aus Generalstabsoffizieren. In ihrer ersten Sitzung beschäftigten sie sich mit giftigen Gasen. Die Generalstäbler kamen zu dem Schluß, die Anwendung von Giftgas sei grausam, aber nicht grausamer als andere Waffen, weshalb sie eine Ächtung des chemischen Krieges der Welt nicht empfehlen könnten.
Peinlich berührt von derart unverblümter Offenheit, rief der Völkerbundsrat – der aus vier ständigen Mitgliedern, nämlich England, Frankreich, Italien und Japan, und aus vier jährlich wechselnden Mitgliedern bestand – eine „Zeitweilige gemischte Kommission" ins Leben. In ihr dominierten die bekannten anerkannten Fachleute, die nach nur sieben Monaten zu der Erkenntnis vordrangen, daß „die Rüstung von der Politik abhängt und die Politik von den Umständen".
Gelegentlich störte einer, der aussprach, was alle dachten, die Harmonie der Heuchelei. Wozu Pläne machen, fragte der Japaner Ishii, die sowieso niemals verwirklicht werden? Offenbar hatte er noch nicht begriffen, daß man über Abrüstung wenigstens reden mußte, um die kriegsmüden, aufsässigen Völker einzuschläfern. Zu diesem Zweck faßte man sogar eine Weltabrüstungskonferenz ins Auge. Der Völkerbund nahm die Sache in die Hand und gründete eine „Vorbereitende Kommission". Zunächst ging das alte Spiel weiter. Hätte diese Kommission im Mittelalter getagt, witzelte ein belgischer Delegierter, hätte sie zweifellos über die Ausstattung der Ritterrüstungen debattiert, auf keinen Fall aber über Lanzen.
So plätscherte das Gerede dahin, bis einer kam, der vorschlug, den Rittern ihre Spieße und Schwerter wegzunehmen und ihnen gleichzeitig die Rüstungen auszuziehen.

Nie gehörte Worte

Am Vormittag des 30. November 1927 wiederholte sich in Genf jene Szene, die sich an einem Apriltag des Jahres 1922 im Palazzo San Giorgio in Genua abgespielt hatte. Die Kontrahenten waren diesmal nicht die Außenminister Tschitscherin und Barthou, sondern Litwinow und Paul-Boncour. Die Kommission hörte Worte, die sie nie zuvor gehört hatte, und sie reagierte, wie Litwinow dem folgenden Parteitag der KPdSU berichtete, als habe er die „guten Sitten" verletzt. Was war geschehen? Der stellvertretende Volkskommissar des Auswärtigen der UdSSR hatte der Welt die sofortige totale Abrüstung angeboten: die gesamten Streitkräfte zu entlassen; alle Waffen, Kriegsschiffe, Militärflugzeuge und Munitionsbestände zu vernichten; jegliche militärische Ausbildung einzustellen; die Militärdienstpflicht, die Werbung von Freiwilligen und jede Kriegspropaganda zu verbieten; Rüstungsbetriebe auf zivile Produktion umzustellen; aus dem Staatshaushalt keine Mittel mehr für militärische Zwecke bereitzustellen; die Kriegsministerien, Generalstäbe und andere militärische Institutionen aufzulösen und dies alles nicht in ferner Zukunft, sondern in wenigen Jahren, und zwar unter internationaler Kontrolle.
Als Tschitscherin seinerzeit in Genua von Abrüstung sprach, verlor Barthou die Nerven. Paul-Boncour rettete sich zunächst in die Mittagspause. Gestärkt und halbwegs gefaßt, wahrte er die Regeln diplomatischer Höflichkeit, während er auf der alten französischen These „Erst Sicherheit, dann Abrüstung" herumritt. Die Antwort hatte Litwinow schon im voraus gegeben: ohne Abrüstung keine Sicherheit und keine zuverlässigere Sicherheit als totale Abrüstung.
Wie zu erwarten, vertagte die Kommission die Debatte. Das weltweite Echo konnte sie nicht verschieben.

Die Vernunft hat nicht nur eine Stimme

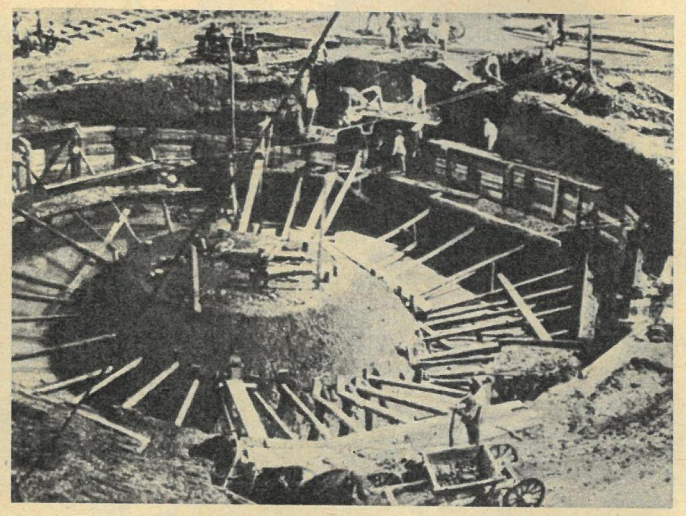
„Alle großen Militärmächte", sagte George Bernard Shaw, „tarnen ihre Vorbereitungen für einen neuen Krieg mit Erklärungen über ihre Sehnsucht nach Frieden. Der sowjetische Vorschlag... hat diesen Bluff aufgedeckt." Die amerikanische Zeitung „Baltimore Sun" gestand: „Die sowjetischen Vorschläge werden überall von den einfachen Menschen unterstützt." So sah es auch Arthur Ponsonby, ein führender Politiker der englischen Labour-Partei: „Der einfache Mann versteht unter Abrüstung den Verzicht auf Waffen. Aber jeder, der die Protokolle der ersten Tagungen der Vorbereitenden Abrüstungskommission liest, sieht sofort, daß kein einziges Land dem Wort Abrüstung diesen Sinn gibt." Jetzt, sagte Ponsonby, „atmen die einfachen Menschen in allen Ländern erleichtert auf, weil endlich jemand Vorschläge gemacht hat, die jeder leicht verstehen kann." Leon Blum, Führer der französischen Sozialisten, schrieb im „Populaire": „Die Formulierung ‚allgemeine, vollständige und sofortige Abrüstung' mag scharf oder vereinfacht sein, aber sie hat den Vorzug, die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung Europas und des Völkerbundes auf den Kern der Sache, auf die Hauptfrage zu lenken: Will man abrüsten oder nicht?" Und sogar Mr. Lloyd George, der als Premierminister seinen Spott mit Tschitscherins Vorschlägen getrieben hatte, fand jetzt, da er die harte Bank der Opposition drückte, Gefallen an dem Thema: „Die russischen Vorschläge

2. Folge

Die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts: Noch Nachkriegszeit und schon wieder Vorkriegszeit. In Italien ist der Faschismus bereits an der Macht. In Deutschland spielt des Kaisers ehemaliger Feldmarschall Hindenburg den Präsidenten der Weimarer Republik. Hitlers Totschläger sind auf dem Marsch. In Warschau wird der Botschafter der UdSSR ermordet. Woikow ist nicht das erste und nicht das letzte Opfer des aggressiven Antisowjetismus. Klassenbewußte Arbeiter in aller Welt verteidigen das Land der Revolution. In New York beginnt mit dem großen Börsenkrach am 24. Oktober 1929 die bisher folgenschwerste Wirtschaftskrise der kapitalistischen Welt. Nur ein Land bleibt von der Krise unberührt: In der UdSSR entstehen die ersten Hochöfen und Traktorenfabriken.

in Gera: Solidarisch mit der UdSSR

Börse geschlossen: „Schwarzer Freitag" in New York



Schwerer Anfang: Bau des 1. Hochofens in Magnitogorsk

sind die bemerkenswertesten und sicherlich die sensationellsten. Sie können nicht umgangen wérden." Und der englische „Daily Herald" prophezeite: „Litwinow hat eine von jenen Taten vollbracht, die uns durch ihre Einfachheit verblüffen... Die Antworten der anderen Regierungen werden uns... ihre wahren Absichten enthüllen."

In der Tat, die Enthüllung, falls es da noch etwas zu enthüllen gab, hat stattgefunden.

Der Mond und die „wilden Völker"

Außerhalb der Kommission herrschte ein ungenierter Ton. Die konservativen Zeitungen, sofern sie auf Umgangsformen hielten, sprachen von Utopie. Ein englisches Blatt kam sich sehr geistreich vor, weil ihm der Vergleich mit einem Kind einfiel, das sich den Mond als Spielzeug wünscht.

Innerhalb der Kommission bewiesen die Widersacher ihre Fähigkeit, stundenlang zu reden, ohne etwas zu sagen. Der Grieche Politis behauptete, die moderne menschliche Gesellschaft sei ohne Militär nicht existenzfähig. Der Japaner Sato übte sich in juristischen Spitzfindigkeiten: Die Kommission sei überhaupt nicht bevollmächtigt, die totale Abrüstung zu diskutieren. Der Pole Sokal vermutete, der sowjetische Vorschlag sei nur auf „Leute von der Straße" gemünzt. Der Spanier Madariaga warnte vor radikalen Lösungen: Einem Menschen, der an Narkotika gewöhnt sei, dürfe man die gewohnte Droge auch nicht auf einen Schlag entziehen.

Einen erfrischenden Ton brachte der englische Lord Cushendun in das Geschwätz. Großbritannien, erläuterte er, könne nicht vollständig abrüsten, weil es die „schwierige Mission" auf sich genommen habe, „wilde und unkultivierte Völker zu regieren". Ähnliche Töne kamen aus Brüssel und Den Haag.

Wie man weiß, sind die „Missionare" unterdessen von dieser schweren Last befreit.

Als die Nachricht von der Gründung der „Vorbereitenden Kommission" in Washington eintraf, veranstaltete die Regierung eine Geheimkonferenz. Mit wem? Mit den Top-Managern der Rüstungskonzerne. Als die UdSSR die totale Abrüstung forderte, wies Staatsskretär Kellogg seinen Sprecher in Genf an – die Papiere sind inzwischen ans Licht gekommen –, keiner Einschränkung des Kriegspotentials oder der Militärausgaben zuzustimmen und jegliche internationale Kontrolle etwaiger Abrüstungsmaßnahmen kategorisch abzulehnen.

Entdeckungen eines Spaniers

Als die Diskussion begann, präsentierte Litwinow eine Rechnung: 16 Gremien des Völkerbundes hatten auf 158 Tagungen bereits 111 Resolutionen über die Abrüstung verabschiedet. Geschehen war nichts.

Wir treiben Propaganda? fragte Litwinow, und er antwortete: „Diesmal sind wir sogar bereit, diese Anschuldigung zu akzeptieren, und wir erklären hiermit, daß es sich wirklich um Propaganda für den Frieden handelt. Wir treiben solche Propaganda und werden das auch weiter tun."

Wir wenden uns an die „Leute von der Straße?" Sein Land, erwiderte Litwinow, habe niemals den Anspruch erhoben, für die „sogenannten höheren Schichten" zu sprechen. „Wir vertreten hier die Arbeiter und Bauern."

Die totale Abrüstung stehe im Widerspruch zu irgendwelchen Paragraphen der Völkerbundsatzung? „Mir scheint", sagte Litwinow, „daß für die Diskreditierung des Völkerbundes kaum ein besseres Mittel gefunden werden kann als die Feststellung, daß er ein Hindernis für die totale Abrüstung sei. Der Mensch ist nicht um des Sabbats willen, sondern der Sabbat um des Menschen willen geschaffen."

Noch am Abend des Tages, an dem die Mehrheit der „Vorbereitenden Kommission" den sowjetischen Vorschlag für die sofortige vollständige Abrüstung ablehnte, legte Litwinow einen Entwurf für die schrittweise allmähliche Abrüstung auf den Tisch. Die Mehrheit vertagte die Debatte um ein Jahr und verwarf am Ende auch dieses Projekt.

Rüstung sei unverzichtbar, behauptete der Spanier Madariaga, weil „Rüstung für alle Staaten ein Instrument der Politik" sei. Eine einzige Ausnahme ließ der spanische Adlige gelten – die Sowjetunion. Sie streite, sagte er, mit Ideen für ihre Politik und brauche daher keine Rüstung. Im Falle einer allgemeinen Abrüstung würden zwar „ihre Glieder abgerüstet werden, aber nicht ihr Herz. Ihre Bestrebungen würden kriegerisch bleiben, nur braucht dieser Krieg – der Klassenkampf – andere Waffen."

Also Rüstung gegen Ideen. Da hatte der Spanier eine Entdeckung gemacht.

Auf neue Sterne kann man warten

„Viele Funken fliegen noch in Europa umher", warnte Frankreichs Ministerpräsident Briand. „Und sie fliegen allzu nahe an Munitionslagern vorbei." Was tun? Die Munitionslager beseitigen? Keinesfalls, folgerte Briand: „Wir müssen unsere Stärke bewahren." Weil Funken fliegen, muß man noch mehr Munition stapeln. So geschah es.

Als die Kommission nach 1666 Tagen ihr ruhmloses Dasein beendete, sagte Litwinow mit bitterem Spott, was die Mehrheit in fünf Jahren ausgebrütet habe, hätten „einige gutwillige Beamte im Laufe einer Woche ausarbeiten können". Der Vorsitzende dankte allen für ihre Geduld und schloß die letzte Sitzung mit einem artigen Kompliment für die hübsche Sekretärin. Und geändert hatte sich gar nichts? Es gab mehr Resolutionen im Archiv des Völkerbunds und mehr Waffen in den Depots der Armeen als 1666 Tage zuvor.

Was blieb, war die Tatsache, daß zum erstenmal in der Geschichte vorgeschlagen worden war, alle Waffen ohne Ausnahme zu beseitigen und damit die Möglichkeit des Krieges aus der Welt zu schaffen. Und dieser Vorschlag kam aus dem ersten sozialistischen Land. Aus einem anderen Land konnte er nicht kommen.

Was blieb, war die ernste Warnung der Sowjetunion vor den drohenden Gefahren. Als das Trauerspiel von Genf sich seinem Ende zuneigte, sagte Litwinow, anknüpfend an Äußerungen seiner Kontrahenten: „Die sowjetische Delegation kann die Arbeit der Kommission nicht mit der Forschungsarbeit eines Astronomen vergleichen, der einen neuen Stern oder Planeten finden will. So groß die Verdienste der Astronomie auch sind, die Menschheit kann auf die Entdekkung neuer Sterne warten... Mögen jene, die glauben, daß ihnen unendlich viel Zeit zur Verfügung steht, eines Tages keine böse Überraschung erleben... Wir sehen die Gefahren..."

Der böse Tag war so fern nicht mehr.

Fotos: ADN-ZB, Archiv

Lubok, Kraut und Rüben

„Er kaufte Bilder seinem Sohn / Und hängte sie an seine Wand, / Und selbst nicht wen'ger als das Kind / Ergötzte er sich dran."
Wohlfeile Volksbilderbogen waren es, die die Bauernstube bunter machten, und als im Hause Feuer ausbrach, ging die Geschichte mit dem Bauern so weiter:
„Doch an die Rubel dacht er nicht. / Er nahm zuerst die Bilder fort, / Und seine Frau zur gleichen Zeit / Lud sich die Heil'genbilder auf..."
Nikolai Nekrassow hat den Bildernarren unter den russischen Bauern in einem Poem dies Denkmal gesetzt.
Jegliches hat seine Zeit. Die des russischen Volksbilderbogens, Lubok genannt, lag zwischen der Mitte des siebzehnten und dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Aber erst das zwanzigste mußte kommen, um ihm seinen Platz in der Kunstgeschichte zuzuweisen, ja, ihn überhaupt als Kunst zu respektieren. Volksbelehrung und Volksbelustigung wurden zu gering geschätzt, und der Bilderbogen hatte sich schon immer mit dem Straßentheater, den Jahrmärkten und den Schaubuden gemein gemacht. Wer darüber die Nase rümpfte, wußte längst nicht mehr, daß auch Peter I. an solchen Drucken sein Vergnügen hatte, ehe er Malerei, Stiche und Gobelins

Diese Lubki stammen aus dem Staatlichen Historischen Museum Moskau. In der Bauernhütte (um 1830, links) hängt ein Bild vom Paradiesvogel Sirin, den auch der handgemalte Bilderbogen (links oben) zeigt. Mitte des vorigen Jahrhunderts begegneten sich Lubok- und Getränkeverkäufer auf diesem Bilderbogen (oben). Über Möglichkeiten, sein Geld durch den Schornstein zu jagen, belehrt das Blatt daneben. Der Narr Farnos mit der roten Nase und seine Frau Pigasja gehören zu den beliebtesten Gestalten der Lubki (rechts).

westeuropäischer Mode zum Schmuck seiner Gemächer und zu seinem Plaisir machte. Damit teilt der russische Volksbilderbogen das Schicksal vieler seiner Geschwister, die er in den meisten europäischen und orientalischen Ländern irgendwann einmal hatte. Dabei war der Lubok immer mit der Zeit gegangen, hatte er die neuen grafischen Techniken für sich zu nutzen gewußt. Der derbe Holzschnitt von Lindendruckstöcken (lub ist die feine weiche Schicht unter der Lindenrinde) wich dem feineren Kupferstich und dieser der modernen Lithographie. Treu blieb der Lubok seinem Zweck, Schönheitsbedürfnis und Wissensdrang breitester Schichten zu stillen, ihre Weltsicht, ihre Ideen und Vorstellungen, ihre naive Wahrnehmung der Wirklichkeit in naiven Bildern zu spiegeln, Volkszeitung zu sein. Erst mit dem Verschwinden dieser Sicht auf die großen und die kleinen Dinge, mit gesellschaftlichem Wandel, mit dem Auftauchen neuer Informationsquellen verlor der Lubok seine Bedeutung. Professionelle Drucker machten aus den Bilderbogen des Volkes Bilderbogen „für das Volk“. Sie nahmen dem Lubok seine Eigenartigkeit und Ursprünglichkeit, er hörte auf, als Gattung der Volkskunst zu existieren.

Die unbekannten Meister des Bilderbogens waren zunächst in und um Moskau zu Hause. In der „Gemüsezeile“ am Roten Platz breiteten die Bauern nicht nur Kraut und Rüben aus, die künstlerisch begabten und fabulierfreudigen von ihnen lockten mit bunten Blättern, erschwinglich für fast jeden, Schaulustige herbei. Da konnte man lauthals über die dummen Tölpeleien der Narren, Schelme, Besserwisser und Pechvögel Sawoska, Paramoschka, Foma, Jerjoma und Farnos mit der roten Nase lachen, da konnte man trutzige Recken historische Schlachten schlagen sehen, sich über richtige und falsche Erziehung der Kinder belehren, Märchen erzählen und Volkslieder in Erinnerung bringen, moralisch erbauen lassen und den Grimm über Wucherer und Mitgiftjäger in sich nähren. Später, als die Lubki schon aus der Lubjanka kamen, der Straße, in der sich die Moskauer Lithographen und Kupferstecher niedergelassen hatten, waren auch Wunder der Technik, die Eisenbahn und Feuerwehrmaschinen etwa, zu bestaunen. Bis zur Oktoberrevolution wurden vielen Menschen, Analphabeten zumal, Werke der russischen Klassik durch diese volkstümliche Art der Nacherzählung in Bildern bekannt.

Der europäischen Kunst der Moderne haben die Bilderbogen, seit sie neu entdeckt und „salonfähig“ gemacht wurden, unerschöpfliche Anregungen geliefert.

Constanze Treuber (Text)
Peter Kalbe (Reproduktionen)

Nach unserem Aufruf zur Leseraussprache über Sowjetliteratur in Heft 7/86 fand sich bereits eine zahlreiche, vielseitige und überaus interessierte Stammkundschaft per Post in unserer Redaktion ein. Wie bereits in Heft 10/86 wollen wir Sie auf diesen Seiten mit weiteren Einsendungen bekannt machen. Reihen auch Sie sich ein und schreiben Sie uns, wie Sie sowjetische Literatur kennenlernten, über Ihre Vorlieben und die Leseerlebnisse, die sie Ihnen bereitete.

So modern?

Wir fühlen uns in der FW 7/86 als Familie angesprochen. Unsere Berufe bei der NVA und unsere Reisen in die Sowjetunion verbinden uns immer enger mit den sowjetischen Menschen, mit ihrer Gedankenwelt und Kultur. Unsere Kinder schrieben sich mit unserer Unterstützung mehrere Jahre mit sowjetischen Schülerinnen. Die ersten Kontakte mit sowjetischen Autoren erhielten wir 1950 in der Grundschule. Wir behandelten im Deutschunterricht Krylows Fabeln und stimmten uns auf den Theaterbesuch von Gogols „Der Revisor" durch das Lesen mit vertauschten Rollen ein. Als aktuellster Roman bewegte uns „Der Krieg hat kein weibliches Gesicht". Aus diesen kleinen dokumentarischen Episoden sowjetischer Frauen ist das Grauen eines Krieges deutlich erkennbar. Er sollte alle Frauen der Welt für die Erhaltung des Friedens aufrütteln!

Gisela und Wolfgang Schmidt, Strausberg

Viele sowjetische Schriftsteller sind mir lieb und teuer. Juli Krelins Romane „Der Chefarzt" und „Der Chirurg" habe ich nicht deshalb mit großem Interesse gelesen, weil ihre Handlung in Krankenhäusern spielt, sondern weil Krelin, der ja selbst Chirurg ist, sehr gut versteht, Episoden aus dem Krankenhaus und interessante medizinische Fälle mit sozialen und moralischen Problemen zu verbinden. In letzter Zeit hat mich der Roman „Hundert meiner Leben" von Maja Ganina besonders bewegt. Über die „Großbaustelle Sibirien" wird oft in dokumentarischer Form berichtet. Liest oder sieht man diese Berichte, gewinnt man zwar eine Vorstellung von der Größe dieser Vorhaben, erfährt jedoch wenig über die Freuden und Sorgen des einzelnen. Mir hat sehr imponiert, wie Maria beharrlich gegen unhaltbare Zustände angeht, daß sie trotz großer Widerstände nicht aufgibt und dabei selbst als Persönlichkeit gewinnt. An der Sowjetliteratur, besonders der jüngeren Autoren, gefällt mir nicht nur die Gestaltung des Alltags, sondern, daß dabei auch stets Möglichkeiten zur Lösung von Konflikten gezeigt werden. Solche Bücher helfen in schwierigen Situationen und machen Mut.

Sabine Strauch, Pritzwalk

Meine erste Bekanntschaft mit russisch-sowjetischer Literatur verdanke ich der Musik, die ich beruflich ausübe. Wer kennt nicht die Werke Tschaikowskis, Rimski-Korsakows, Prokofjews, Mussorgskis, Glinkas, Borodins, Chatschaturjans … Wie könnte man sie interpretieren, ohne den Inhalt, die Textbücher zu kennen? Ich möchte hier nur den Namen Puschkin nennen. Die russische Folklore, die naturverbundene, stimmungsvolle Lyrik sowie die romantischen Züge seiner Verse eröffneten der russischen Literatur neue Ausdrucksmittel. Die Helden der Märchen und Sagen leben in den Werken Borodins und Glinkas weiter. Seither kam ich von der sowjetischen Literatur nicht mehr los. Maxim Gorkis Werke hatten es mir angetan, „Meine Kindheit", „Die Mutter", „Meine Universitäten". Eines der interessantesten Bücher war „Der stille Don" von Scholochow. Wie nahe liegt doch das Gute und Böse beieinander. Tief berührt hat mich der Roman „Ein Menschenschicksal". Er war Ausgangspunkt für die Aufnahme eines Kindes in unsere Familie.

Fritz Stephan, Bad Liebenstein

Schon in meiner Jugend las ich mit Begeisterung alles, was ich fand. Es war nicht allzuviel Auswahl in den ersten Nachkriegsjahren. Es wurde geliehen, verliehen; abgegriffene Bücher mit fehlenden Seiten – aber es wurde gelesen! Meine erste Bekanntschaft mit Sowjetliteratur war „Der stille Don" von Michail Scholochow, 1954 erschien bereits die siebente Auflage beim Verlag Volk und Welt. Dieses Werk gab mir sehr viel, regte mich immer wieder zum Nachdenken an. Viele Bücher habe ich inzwischen gelesen, und zur Zeit fasziniert mich eine Frau. Alles, was ich an Literatur über Alexandra Kollontai erwerben kann, macht mich glücklich. Der Weg dieser Frau von der wohlbehüteten Tochter eines zaristischen Generals zur Revolutionärin und Kommunistin ist beeindruckend. Tiefe Liebe zu den Menschen erfüllte ihr Leben – sie haßte Ungerechtigkeit und Grausamkeit, und sie war eine engagierte Vorkämpferin der Frauenbewegung. In der Persönlichkeit dieser Frau spiegelt sich die geschichtliche Entwicklung aus der Zeit der Jahrhundertwende bis zu den ersten Jahren der Sowjetmacht, der Jahre der dramatischen Umgestaltung, des sozialistischen Aufbaus. Mein besonderes Interesse finden Bücher, wenn die Problematik einen realen geschichtlichen Hintergrund hat.

Gertraude Kaufmann, Hennigsdorf

Eines der ergreifendsten Leseerlebnisse für mich war der Romanzyklus von Fjodor Abramow über die Kriegs- und Nachkriegsjahre in einem nordrussischen Dorf. Es war beeindruckend, wie er die Not im Hinterland geschildert hat, derer die zu Hause blieben – die selbst nichts hatten und doch die Armee versorgen mußten, daß ihre Männer und die Sowjetunion überleben konnten. Welche Auswirkungen dieser Krieg bis in die einzelnen Familien hatte, ist genau beschrieben. Die Helden sind wahrhafte Menschen, wie sie lebten und litten. Die Bücher machten bei uns die Runde und sind verschlungen worden. Bei den neueren Büchern gab es interessante Diskussionen zu „Schlaflosigkeit" von Alexander Kron, der Probleme der älteren Generation behandelt hat und über das Buch von Kaschtanow „Der Hausierer". Demnächst werden wir sicher über „Der Mann aus der Suite" von Makanin aus der zweiten Novitätenkassette vom Verlag Volk und Welt sprechen. Es geht um einen qualifizierten Mitarbeiter, der sich durch die Gunst der Chefsekretärin ein angenehmes Leben verschafft hat, zur Teestunde in ihre „Suite" geladen wird und bevorzugte Dienstreisen erhält. Als sie ihn fallenläßt, bricht eine Welt zusammen, bis er begreift, daß er ohne zu Kreuze gekrochen zu sein, ohne Suite, besser leben kann. Über dieses Buch waren wir unterschiedlicher Meinung. Einer sagte, daß es gut ist, daß sich dieser Mann frei gemacht hat, während ich der Meinung bin, daß es zwar gut ist, zu einer Erkenntnis zu gelangen, er sich aber nicht frei gemacht hat, sondern eher frei gemacht worden ist. Ich bin neugierig auf andere Geschichten von Makanin.

Manfred Weile, Berlin

Zuerst las ich, ohne bewußt auf Verfasser und Titel zu achten. Mit Ostrowskis „Wie der Stahl gehärtet wurde" im Literaturunterricht begann sich das allmählich zu ändern. So fesselten mich später Simonows „Der letzte Sommer", „Die Blockade" von Tschakowski oder „Neuland unterm Pflug" von Scholochow. Besonders interessieren mich Frauengestalten wie „Doktor Vera" von Polewoi. Das mag daran liegen, daß ich selbst eine leitende Funktion in unserer LPG ausübe und mit Hilfe der Literatur wohl doch auch Anregung für meine Arbeit suche. Das war mir beim Lesen direkt nicht bewußt, aber durch Ihre Fragen habe ich darüber nachgedacht und bin zu diesem Ergebnis gekommen.
Besonders beeindruckt hat mich in der sowjetischen Literatur immer die Mentalität der dargestellten Personen. Wie sie geradlinig und auf vieles verzichtend in den Romanen über den Großen Vaterländischen Krieg für das Wohl der Gemeinschaft einstehen. Das hat mir große Hochachtung abverlangt.

Doris Liepe, Stresow

Meine Bekanntschaft mit sowjetischen Schriftstellern begann etwas ungewöhnlich. Vor vielen Jahren stieß ich in der Modezeitschrift „Sibylle" auf eine Kurzgeschichte „Dort läuft ein Hund" von Kasakow. Ich fand sie interessant und war erstaunt: Nanu? So modern? Ich hatte mich schon an Tolstoi und Dostojewski versucht, aber sie lagen mir überhaupt nicht. Nun stieß ich bei Juri Kasakow auf einen Schriftsteller, der mich mit seiner bildhaften Erzählweise ungemein ansprach. Ich mag Kurzprosa. Ich wurde also ein bißchen neugierig. Und dann kamen die ersten Erzählungen von Tschingis Aitmatow in meine Hände. „Djamila", „Abschied von Gülsary", „Der weiße Dampfer". Damit begann meine „große Liebe" zu diesem wunderbaren Schriftsteller. Mich beeindruckt seine Art, wie er den Alltag betrachtet, die Art, die Gegenwart mit den Legenden seines Volkes, mit den Traditionen zu verweben. – Ein absoluter Höhepunkt war dann für mich „Der Tag zieht den Jahrhundertweg". Es geschieht wohl nicht zu häufig, daß man ein Buch, nachdem man die

15 Buchpreise wie eine zehnbändige Gesamtausgabe der Werke von Iwan Turgenjew, eine Prachtausgabe „Holländische Malerei in russischen Museen", eine Auswahl Sowjetliteratur in Exlibris-Bänden und andere Liebhaberstücke sind für die interessantesten Zuschriften ausgesetzt sowie
10 Geldpreise à 100,– M.
Jeder Teilnehmer dieser Aussprache ist durch seine Zuschrift außerdem obligatorisch an der Auslosung des Hauptgewinns unseres großen Literaturpreisausschreibens beteiligt, das im September beginnt und für das eine
Reise ins literarische Moskau ausgesetzt ist.

Wenn Sie dabeisein wollen, schreiben Sie unter dem Kennwort: STAMMKUNDSCHAFT-SOWJETLITERATUR an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Tschingis Aitmatow in seinem Heimatdorf Scheker

letzte Seite gelesen und es zugeklappt hat, wendet und es erneut zu lesen beginnt! Ich nehme diesen Roman immer wieder zur Hand. – Vielleicht fand ich zu diesem doch recht anspruchsvollen Buch Zugang, da gerade eine Reise nach Kasachstan hinter mir lag. So glaubte ich die „Sary-Ösek“ wiederzuerkennen. Und die Züge, die „von Ost nach West und von West nach Ost“ fahren – ich sah sie ja selbst. Edige und Kasangap erschienen mir so vertraut, als wären sie mir dort begegnet.

Aber das sind Dinge, die mir vielleicht halfen, das Buch so schnell in mein Herz zu schließen, entscheidend waren der Inhalt, die Sprache. Mittlerweile habe ich es sehr, sehr oft zur Hand genommen. Es steckt voller Zettelchen und Zeichen, die mir helfen, diese oder jene Textstelle schnell zu finden. Nun warte ich auf das neue Buch von Aitmatow.

Annemarie Faust, Magdeburg

Seit mehreren Jahren treffen wir uns mit sowjetischen Freunden der Bauaufsicht in unserer Werft zu zweisprachigen Literaturveranstaltungen. Bei solcher Gelegenheit waren wir auch über Tschingis Aitmatow einer Meinung: Er ist einer der bedeutendsten Vertreter der multinationalen Sowjetliteratur, seine Werke gehören zur Weltliteratur. Warum aber ist Tschingis Aitmatow für mich so wichtig?

Die junge Djamila, der Hirte Tanabai und Schneesturm-Edige sind so lebensvolle, einmalige und in ihrer Stärke so eindrucksvolle Gestalten, daß sie Mut machen, leben helfen und trotzdem nicht heroisiert und damit fern und fremd wirken. Ihre Schicksale sind schwer, sie erleben Niederlagen, aber ihr Verantwortungsbewußtsein und ihre moralischen Ansprüche an ein menschliches Leben sind stärker als Irrtümer und persönlich erfahrenes Unrecht. Besonders der an Gedanken und Erfahrungen so reiche Edige beeindruckt mich durch ein umfassendes Verantwortungsgefühl, das sowohl seine Familie, die Nachbarn und Freunde als auch die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft seines Volkes umschließt. Auf dem langen Ritt zur Bestattung seines Freundes bedenkt er dessen und sein eigenes Leben. Es war von harter Arbeit und entscheidenden gesellschaftlichen Vorgängen bestimmt. Und er wird sich dafür einsetzen, daß vergangenes Wertvolles nicht verlorengeht, daß der Stammesfriedhof der Maiman nicht verschwindet und damit ein Teil der Geschichte und die Legenden seines Volkes. Seine Stimme wird nur eine von vielen sein, die zur Verantwortung für den Erhalt der Erde aufrufen, für alles, was um uns herum geschieht. Aber sie ist eine von denen, die jeder Mensch verstehen kann, denn wer könnte sich dieser schlichten, ehrlichen und so menschlichen Haltung des Schneesturm-Edige verschließen? Mit diesem Roman ist Aitmatow ein Buch zum größten Thema unserer Zeit gelungen, der Verantwortung der Menschheit für die Zukunft, für die Erhaltung des Friedens.

Gisela Hergert, Wismar

Arsenjews Taigajäger „Dersu Usala“ ist mir ein guter Freund geworden. Seine Uneigennützigkeit und menschliche Größe wärmten mir das Herz und es war schade, daß niemand meiner Kollegen dieses Buch las, damit man sich austauschen konnte. Ebenso hat mich diese Menschlichkeit in Aitmatows „Der Tag zieht den Jahrhundertweg“ ergriffen, obwohl ich anfangs Schwierigkeiten hatte, es zu verstehen. Also las ich es dreimal und nun bedaure ich, diese Menschen nicht zu kennen.

Helga Heyde, Leipzig

Foto: TASS

Sarah Bernhardt

Jiři Mucha

Nachdem wir in FW 6/86 den Einstieg des Knaben Alfons Mucha in die Sangeskunst behandelten („Der Stimmbruch"), wenden wir uns dem talentierten Maler des Jugendstils zu. Er selbst wollte sich allerdings weder ein- noch zuordnen lassen – sein Stil war Mucha. Aus den Erinnerungen des Prager Schriftstellers Jiři Mucha an seinen Vater, die demnächst bei uns erscheinen werden, wählten wir die Geschichte eines Plakates, das der Durchbruch zu echter Popularität werden sollte. Gustav Just übersetzte „Alfons Mucha" für den Verlag Volk und Welt.

Kurz vor Weihnachten kam der Grafiker Kádár zu Madame Charlotte. „Hör zu", sagte er zu Vater, „du könntest mir aus der Not helfen, wenn du über die Feiertage in Paris bleibst. Ich habe bei Lemercier eine angefangene Arbeit für Brasilien liegen, es ist furchtbar eilig, es sind nur noch ein paar Korrekturen zu machen, aber ich müßte wegfahren. Könntest du das für mich übernehmen?"

„Sehr gern", antwortete Vater gewohnheitsgemäß. Er ahnte nicht, daß diesmal das Schicksal die entscheidende Karte ausgespielt hatte.

Direktor der Druckerei war ein gewisser Brunoff, der spätere Begründer der Zeitschrift „Comédia", dessen Sohn sich als Autor gezeichneter Bücher für Kinder Ruhm erwarb und den populären Elefanten Babar schuf.

„In der Werkstatt der Lithographen war geheizt, und zwei starke, an der Decke hängende Petroleumlampen beleuchteten den Stein, der schön und verlockend glänzte. Ich hatte immer ein feierliches Gefühl, wenn ich einen neuen Stein anfing. Wie in der Schule, wenn ich ein sauberes Heft aufschlug. Ich dachte, schade, daß es nicht für mich ist, und machte mich an die Korrekturen.

Ich arbeitete den ganzen Tag bis abends und am nächsten Tag wieder. Das war der Stephanstag, und ich hatte verabredet, am zweiten Feiertag zum Gänsebraten zu Makovsky am Port-Royal zu kommen, und so freute ich mich schon darauf, meine Arbeit bei Lemercier glorreich zu beenden.

Um zwei Uhr nachmittags, als ich bereits die letzte Korrektur machte, kam Brunoff bekümmert zu mir. ‚Mon chèr Mucha', sagte er, ‚ich bin in Schwierigkeiten. Soeben hat mich Sarah Bernhardt angerufen, sie braucht ein Plakat für ihr neues Stück, und wünscht, daß es am Neujahrsmorgen angeklebt wird.' Er musterte mich prüfend. ‚Haben Sie so etwas schon einmal gemacht?' Ich sagte: ‚Gemacht? Nein, das nicht. Aber ich würde es versuchen.' Und er darauf: ‚Fürs Versuchen haben wir keine Zeit. Sie müßten gleich anfangen.' – ‚Also fangen wir gleich an.' – ‚Das geht auch nicht.' Brunoff überlegte eine Weile. ‚Aber wissen Sie was? Abends schauen wir uns das Stück an, und dann sagen Sie mir, was Sie machen könnten.'

Die Hoffnung auf die Stephansgans schwand dahin. ‚Wann treffen wir uns?' Ich dachte, ein, zwei Stunden würde ich eben doch herausschinden. ‚Wenn Sie hier fertig sind, ziehen Sie sich um und holen mich im Frack ab. Ich erledige inzwischen alles Nötige.' Das war ein Schlag. Einen Frack besaß ich nicht. Ich mußte mir einen leihen, und als Hose zog ich meine gewöhnliche an, die ich zu Hause trug. Nachts sind alle Katzen grau, sagte ich mir, aber das war nicht alles. Ich mußte auch noch einen Zylinder haben. Ging also zu Vácha, bei dem gerade Krämer war, und der half mir aus der Not. Es war ein Claque, alt, vielleicht noch aus den vierziger Jahren, und für meinen Kopf ein bißchen groß. Die Schnappfeder darin war schon ganz verbogen, und als ich ihn aufsetzte, rutschte er auf meinem Kopf hin und her, und ich mußte ihn mit dem Finger zurückschieben, damit er mir nicht in die Stirn rutschte. In dieser Aufmachung erschien ich hinter den Kulissen des ‚Théâtre de la Renaissance', versehen mit einem Skizzenblock und allem Nötigen. Sie spielten ‚Gismonda' von Sardou. Sarah war göttlich, vor allem in dem Augenblick, da sie sich am Palmsonntag unter dem Klang von Glocken und dem Gesang gregorianischer Choräle in den Dom begab. Ich zeichnete in mein Skizzenbuch die Garderobe, die Blumen im Haar, die goldenen weiten Ärmel und den Palmzweig in der Hand, aber die ganze Zeit wackelte der Zylinder auf meinem Kopf, und sobald ich zu zeichnen anfangen wollte, rutschte er mir über die Augen. Das war eine große Schwierigkeit, weil ich dann das Papier nicht sah. Aber ihn abzunehmen scheute ich mich, damit ihn mir nicht jemand wegnahm, wo er doch nur geliehen war. Ein Stückchen weiter standen zwei Herren, sehr elegante Herren, und sie hatten ihren Spaß an mir. Ich muß wohl rührend ausgesehen haben. Als es ganz schlimm wurde, trat der eine an mich heran und sagte: ‚Stellen Sie den Zylinder hier auf den Stuhl, ich passe auf ihn auf.' Das war Sardou. In meinem Arbeitseifer hatte ich ihn nicht erkannt, aber wir waren uns schon einmal begegnet. Das war in der Zeit, als ich für Lévy die ‚Costume au Théâtre' gezeichnet hatte. Damals rief Lévy mich einmal zu sich, redete drum herum, und man sah ihm an, daß er etwas im Schilde führte. Schließlich rückte er damit heraus. Er wolle die Gedichte von Eugène Manuel herausgeben und ob ich mir zutraue, sie zu illustrieren. Für mich war das eine Gelegenheit, etwas Ernsthaftes zu machen, und ich versicherte ihm, daß ich es mir zutraue. Ich zeichnete also Pasteur mit einem tollwütigen Hund, wie er ihm den Speichel aus der Schnauze nimmt, dann Jules Simon und auch Sardou. Wir gingen zu ihm in die Wohnung. Manuel unterhielt sich mit ihm, und ich zeichnete dabei. Es gefiel ihm, und Manuel sagte zu ihm: ‚Den da dürfen wir nicht aus den Augen verlieren. Der wird's noch zu was bringen.'"

Victorien Sardou (1831–1908), der einer von Vaters engen Freunden werden sollte, war mit seinen dreiundsechzig Jahren der fruchtbarste und populärste Autor Frankreichs.

Im Jahre 1884 wurde Sardou der Liebhaber von Sarah Bernhardt, schrieb für sie „Theodora", und seine historischen Stücke hatten internationale Erfolge. Bei einem Gastspiel in Amerika spielten Sarah Bernhardt in dem einen und Fany Davenport in einem anderen Theater in dem gleichen Stück, so daß das Publikum den leidenschaftlichen Wettstreit der beiden Schauspielerinnen verfolgen konnte. Das Drama „Gismonda", das am 31. Oktober 1894 Premiere hatte, war eine sentimentale Geschichte aus dem alten Byzanz, die Sarah die Gelegenheit bieten sollte, allen Zauber ihrer Persönlichkeit zu entfalten. Sie verfehlte ihre Wirkung nicht: Vater schaute mit frommer Ehrerbietung auf die Bühne.

Wie bereits erwähnt, war es nicht das erstemal, daß Vater die Schauspielerin zeichnete. Schon im Jahre 1890 hatte er sie in der „Kleopatra" von Emile Moreau für „Costume au Théâtre" skizziert. Diesmal jedoch ging es um mehr als das Kostüm, er mußte sensibler wahrnehmen, sich den Eindrücken hingeben, um ihre Erscheinung treffend zu erfassen. Er hatte dazu alle Voraussetzungen. Das byzantinische Milieu der „Gismonda" war seinem Herzen vertraut, und der gregorianische Choral hatte seine tiefsten Kindheitseindrücke begleitet. Er brauchte sich nicht in einen fremden Stil hineinzudenken, es genügte, wenn er seinen Eindruck mit der eigenen Sprache ausdrückte.

„Als das Stück zu Ende war, erwartete mich Brunoff im Foyer. ‚Also, was ist?' sagte er. ‚Bewundernswert.' Wir traten vors Theater. Gleich daneben war ein kleines, stilles Café, und ich schlug ihm vor, wir könnten doch dort alles besprechen. Wir saßen also an einem Marmortischchen und schlürften die heiße Schokolade. Ich sagte: ‚Ich würde es mir etwa so vorstellen!' Nahm den Bleistift in die Hand und zeichnete auf dem schönen weißen Marmor das Plakat. Später erkannte ich, daß die Ausführung fast gar nicht von dem ursprünglichen Entwurf abwich, weil der Wirt die Marmorplatte aufbewahrte und Lemercier sie später mitsamt der Zeichnung kaufte. Brunoff gefiel der Entwurf, und am nächsten Tage begann ich ihn in wirklicher Größe auszuarbeiten. Als ich die fertige farbige Vorlage brachte, wollte Lemercier gerade gehen, zog sich eben den Pelz an, und ich zeigte sie ihm nur so zwischen Tür und Angel. Brunoff war nicht dabei, er war schon zur Neujahrsfeier weggefahren. Lemercier schaute sie sich an und war offensichtlich enttäuscht. Solche Sachen würden sie nicht machen. Eine überflüssige Arbeit. Aber weil er schon im Gehen begriffen war, sagte er: ‚Was hilft's, schikken wir's ins Theater, sollen die selber entscheiden.'

Ich blieb also allein in Paris, um die Antwort abzuwarten. Am achtundzwanzigsten kam aus dem Theater die Nachricht, daß der Entwurf Sarah gefiel, und ich solle mich ans Werk machen. Weil die Arbeit brandeilig war, teilte ich das Plakat in zwei Teile. Zuerst zeichnete ich auf dem Stein den oberen Teil, und während dieser gedruckt wurde, zeichnete ich auf einem anderen Stein den unteren. Aber für den hatte ich nicht mehr so viel Zeit, sie holten mir den Stein weg, bevor er ganz fertig war, und so wurde der untere Teil ganz auf die Schnelle vollendet. Am dreißigsten hing das ganze Plakat schon gedruckt in der Druckerei.

Brunoff war inzwischen auf einen Sprung nach Paris zurückgekehrt, um nachzuschauen, ob alles in Ordnung sei. ‚Was macht das Plakat?' sagte er. ‚Wie geht's voran?' – ‚Es ist schon fertig. Hängt schon.' Ohne ein Wort zu sagen, lief er los, um es sich anzuschauen. Er blieb stehen, erbleichte, schaute mich an, dann das Plakat und wieder mich. Ich begriff nicht, was mit ihm war. ‚Mais, Mon Dieu!' stieß er schließlich hervor. ‚Mais c'est raté! Das ist verpfuscht. Sarah wirft mich damit hinaus! So macht das doch niemand!' Die Situation war sehr unangenehm. Da aber klingelte das Telefon aus dem Theater, Sarah warte auf das Plakat, der Plakatkleber sei schon da. Der verzweifelte Brunoff ließ die Plakate also einpacken, in die Kutsche schaffen und fuhr ganz aufgeregt los, so daß er mir sogar Adieu zu sagen vergaß. Mir war natürlich scheußlich zumute, nicht so sehr meinetwegen, sondern wegen des armen Brunoff, der sich mit meiner Arbeit blamieren sollte. Auch tat es mir leid um die Mühe, die Zeit und die vertanen Weihnachtsfeiertage. Ich saß ganz zerknirscht in der Druckerei, bis mich das Telefon aufschreckte. Man rief aus dem Theater an, ich solle gleich hinkommen. Junge, Junge, jetzt wird's schlimm! Aber ich fuhr. Man führte mich zu Sarah in die Garderobe, und dort sah ich sie zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht. Aber sogleich fühlte ich eine klare, reine Atmosphäre, und das gab mir Hoffnung. Mein Plakat hing an der Wand, Sarah stand davor und konnte die Augen nicht von ihm wenden. Als sie mich erblickte, trat sie auf mich zu, umarmte mich und überschüttete mich mit Lob. Kurzum, keine Blamage, sondern ein Erfolg, ein großer Erfolg. Nur Brunoff konnte dem Ganzen nicht auf

den Geschmack kommen, aber zu guter Letzt fand er sich damit ab, und schließlich sagte er, er wäre froh, wenn ich für ihn auch weitere Plakate machen würde. Und Sarah ließ mich auch nicht mehr los. Ich arbeitete für sie die ganzen sechs Jahre bis zu ihrer Abreise nach Amerika im Jahre 1901. Aber auch dann arbeitete ich noch gelegentlich für sie, solange ich in Paris war."

Am Morgen des 1. Januar 1895 klebte an den Pariser Straßenecken ein neues Plakat, und es wirkte sensationell. Das schmale Längsformat mit der fast lebensgroßen Figur nur einige Zentimeter über dem Niveau der Passanten bestach durch seine ungewohnte Direktheit, und statt die Aufmerksamkeit durch schreiende Farben zu fesseln, hob es sich von der Umgebung nur durch feine, beinahe durchsichtige Schattierungen von Violett, Rosa, Grün, Braun und Gold ab. Daß es sich um die vorbedachte Unterdrückung auffälliger Farbeffekte handelte, analysierte Brian Reade in dem Buch „Art Nouveau und Alphonse Mucha" durch den Vergleich des ersten Entwurfs in Öl mit dem endgültigen Plakat, aus dem alle rote Farbe verschwand, die ursprünglich in dem Tympanon, den Blumen und dem Futter des Kleides von Sarah Bernhardt gewesen war. Rot und Zinnober waren die am häufigsten benutzten Farben auf den damaligen Plakaten, vor allem denen von Chéret, und gerade ihr Fehlen rief jenen ganz neuen Eindruck hervor. „Er wies nach", schrieb Charles Saunier, „daß die schwelgenden Farben und die pathetischen Gesten, die von einigen für unerläßlich gehalten wurden, überflüssig waren. Dem Farbendurcheinander stellte er das helle Plakat, weiß wie eine Lilie, entgegen... Ringsherum zuckten und kreischten und brüllten die bicycles, die Medizinalweine und Stars, aber den Passanten fesselten sie nicht. Dem trat Mucha mit dem Glanz seiner weißen Lithographien entgegen. Und er siegte."

Andere zeitgenössische Kritiker schrieben in ähnlicher Weise. „Sein Plakat wirkte in der lärmenden Nachbarschaft schreiender Farben stark durch die Blässe seiner Töne, durch den ungewohnten Gegensatz seiner klaren, diskreten, frischen und zarten Harmonien."

Zugleich erschienen jedoch auch andere Artikel: „Als Sarah Bernhardt Prag besuchte, war sie von der Originalität des Muchaschen Werks ebenso hingerissen wie von seiner robusten Männlichkeit, so daß sie nicht zögerte und ihn zum Wohle des ganzen künstlerischen Frankreichs entführte." Ein anderer Journalist schrieb mit noch größerer Einbildungskraft: „Im Verlauf ihres Aufenthalts in Prag wurde Sarah Bernhardt von der Genialität eines jungen und schönen Ausländers bezaubert, den sie durch puren Zufall kennenlernte. Und weil unsere nationale Sarah mit allem beschenkt ist, ahnte sie den künftigen Ruhm dieses jungen Malers und fesselte ihn mit goldenen Ketten an ihre Künstlerpersönlichkeit und an ihr Theater. Was ihn betrifft, so kannte ihn keiner. Er wurde in luxuriös ausgestatteten unterirdischen Sälen versteckt, in einer phantastischen Grotte des Grafen Monte Christo."

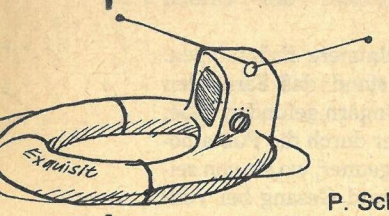
Es gab noch schlimmere Erfindungen. In einem Artikel stand, daß Sarah den Maler Mucha in Ungarn gefunden habe, in einem Lager der durch die Pußta nomadisierenden Zigeuner, wo sie von seinem Geigenspiel und Gesang bei Vollmond bezaubert wurde. Diese wilden Gerüchte waren ein untrügliches Zeichen für den plötzlichen Ruhm, sie wichen jedoch mit der Zeit eines nach dem anderen der nüchternen Wahrheit. Nur das Histörchen von dem Zigeunerlager in der Pußta lebte, wenn auch in vereinfachter Form, hartnäckig in der Presse weiter. Selbst in durchaus seriösen Artikeln wurde Vater als Ungar bezeichnet, und da halfen auch nicht die Briefe, die er in der Presse veröffentlichte, um seine wahre Nationalität zu verteidigen. Für einen so glühenden Patrioten machte diese unglückselige Verwechslung alle Ergebnisse seiner Arbeit nichtig. Er gehörte schließlich nicht sich selber, sondern seinem Volk.

Dafür konnte Sarah Bernhardt mit ihrer Entdeckung zufrieden sein. Ihre Plakate waren bis dahin uninteressant, ja sogar unter Mittelmaß gewesen. In einer Zeit, da mit einem Plakat von Chéret für Lampenpetroleum und mit einem von Toulouse-Lautrec für den Kabarettsänger Aristide Bruant geworben wurde, schrieb die zeitgenössische Kritik: „Angefangen mit Gismonda, ist Mucha der einzige Plakatmaler, der die Gestalt der großen Schauspielerin getreu getroffen hat." Aber es ging nicht nur um die äußere Gestalt. Zum erstenmal hatte jemand auch ihre Seele erfaßt, jenen flüchtigen Zauber, den sie in dem Augenblick ausstrahlte, da sie die Bühne betrat. Das Plakat zu „Gismonda" – und alle folgenden – war auf dem Niveau ihrer Kunst, die ohne Rücksicht auf den Wert eines Stücks aus jeder Vorstellung ein Ereignis machte. Heute interessieren weder der Autor noch der Inhalt. Das Plakat jedoch hat das Stück überlebt, und auf ihm hat auch Sarah Bernhardt ihre eigene Legende überlebt.

Der Vertrag, durch den sie sich Mucha sicherte, betraf nicht nur die Plakate. Er sollte die Ausstattung und die Kostüme entwerfen und mit der Regie zusammenarbeiten, wann immer es nötig war, die Szene richtig zu komponieren.

Bei seinen Kenntnissen brauchte er sich nicht zu scheuen, von der Phantasie Gebrauch zu machen, wenn er Sarahs Kostüme entwarf, und er konnte sie so kleiden, daß er die Wirkung ihrer kleinen, ungewöhnlich schlanken Gestalt erhöhte. Er zeichnete auch die Schmuckstücke, die sie für die einzelnen Rollen brauchte, dachte sich Frisuren aus, suchte das Material für die Schneiderinnen aus. Als Sarah im Jahre 1896 wieder die „Kameliendame" aufführte und sich für die Dekoration aus der Gegenwart entschied – ein Versuch, der von der Kritik für sehr kühn gehalten wurde –, lösten sie die ganze Inszenierung, soweit es die Ausstattung betraf, gemeinsam, und sein Einfluß breitete sich von der Bühne auf die damalige Mode aus.

Fortsetzung auf Seite 41



P. Schutnik

Eingeseift

Meine Frau überrascht mich täglich mit etwas Neuem. Die Palette ihrer Einfälle reicht von der Verwandlung unserer Wohnung in einen Minitierpark mit Goldhamstern, Schildkröten und Eidechsen bis zum Bau eines Roboters, den sie zur Verrichtung der Hausarbeit in ihrer Freizeit selbst konstruierte. Als ich vergangenes Wochenende baden wollte, schwamm in der Badewanne ein Dutzend Karpfen herum. Zur Rede gestellt, erklärte sie, sie habe im Auftrag der Hausgemeinschaft bereits die Weihnachtskarpfen gekauft, um den Mietern unseres Hauses im Dezember das lange Anstehen im Fischgeschäft zu ersparen. Noch bevor ich etwas erwidern konnte, hatte sie eine Schallplatte aufgelegt, und eine sanfte, einschläfernde Stimme redete auf mich ein: „Ich bin ganz ruhig und entspannt… Ich lasse alles mit mir geschehen…“

Meine geballten Fäuste öffneten sich, ohne daß ich es wollte, und mit mir fremder Stimme sprach ich: „Sollen sich die Fische nur tummeln, ich halte es auch mal ein halbes Jahr ohne Bad aus!“ „Übrigens“, eröffnete mir meine Frau, „ich habe dich zu einem Lehrgang für autogenes Training angemeldet, ich selbst werde ein Fernstudium für Pädagogik aufnehmen.“

Nach dem autogenen Training überraschte mich meine Frau mit neuen Aktivitäten. Sie ließ mich wissen, daß sie als Vorsitzende unserer Hausgemeinschaft einen gemischten Chor, eine Turnriege und eine Kabarettgruppe gegründet habe und nun ab und zu abends noch unterwegs sein müsse. Das war eine unvollständige Eröffnung, denn von diesem Abend an sah ich sie nur selten. Ihre Zärtlichkeiten bestanden in dieser Zeit in einem flüchtigen Kuß auf die Wange. Ich gab mich geschlagen und zog mich in den Fernsehsessel zurück. Eines Abends aber schlich sich meine Frau auf leisen Sohlen heran und flüsterte mir zärtlich ins Ohr: „Ich habe noch zwei Neuigkeiten für dich, Schätzchen!“

„Laß hören“, stammle ich und bin auf alles gefaßt. „Die erste: Ich bekomme ein Kind!“

„Und die zweite?“ frage ich überrascht. „Es ist von dir!“

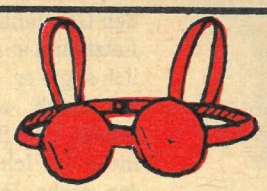
Es gibt Schönes, das in seiner Unvollkommenheit mehr ausstrahlt als allzu Vollendetes. La Rochefoucauld

Kosmetisches

Sie hüllen sich
so gern in Wolken ein
von Rosen-, Tulpen-
und Narzissenduft.
Müßt ich,
mein Fräulein,
stets bei Ihnen sein,
ich glaub, ich
holte nie mehr Luft.

R. Pöhlig

Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch



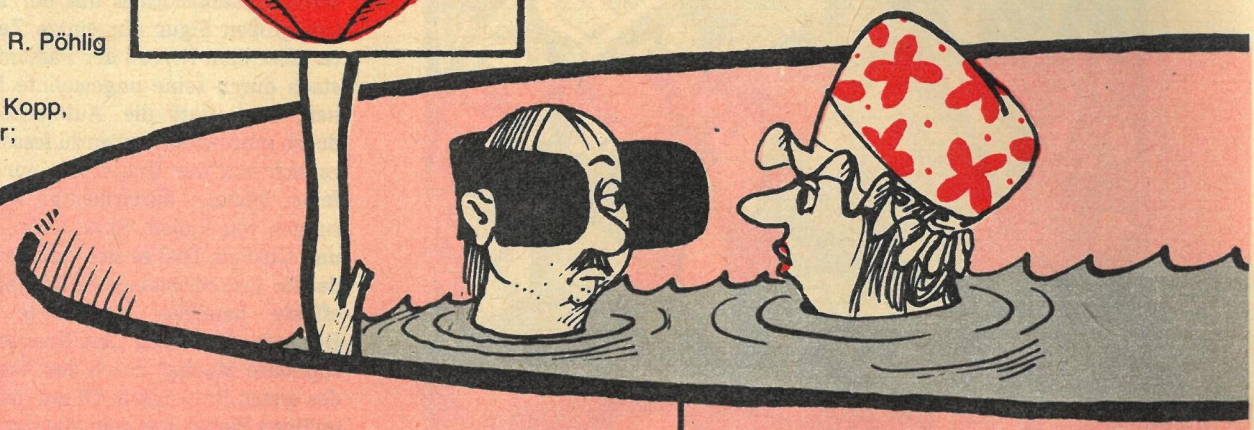
2 Wochenspruch

**Worte können sein
wie warme Bäder.**

Der Liebhaber an die heiße Quelle zu B.

Du heilest und du tröstest jeden,
o Quell, so hör auch meinen Schmerz!
Ich klage dir mit bittern Tränen
ein hartes, kaltes Mädchenherz.
Es zu erweichen, zu durchglühen,
dir ist es eine leichte Pflicht.
Man kann ja Hühner in dir brühen,
warum ein junges Gänschen nicht?

Eduard Mörike

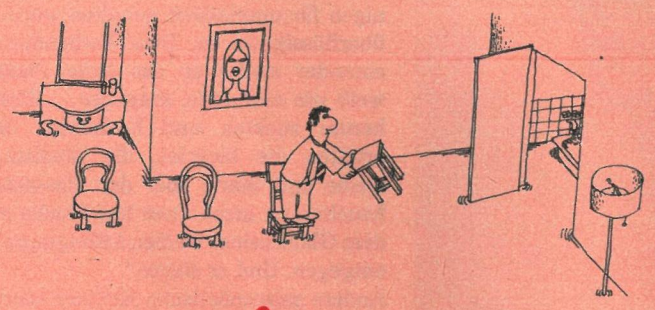


Die 10 Vorzüge des Badens

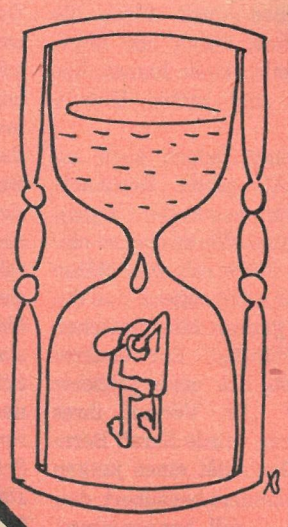
Ein Bad erleichtert uns das Gemüt, verscheucht böse Träume, ist Voraussetzung für Reinlichkeit, macht unseren Körper frisch und sauber, erhöht unsere Lebenskraft, dient der Schönheit, beruhigt, vertreibt den Husten, bringt der Frauen Herz in Entzücken und nimmt alle Müdigkeit von uns: das sind die zehn Vorzüge des Badens.

altindisch

Bilsho, Moskau

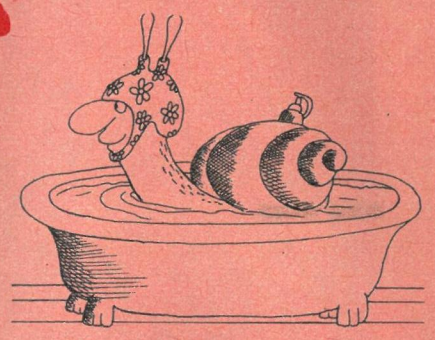


Nekrassow, Moskau

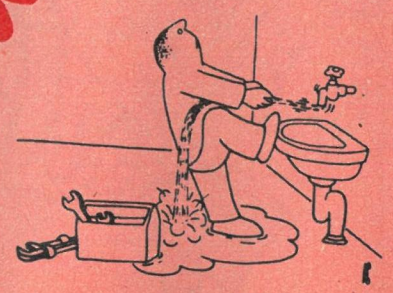


Chrappa, Kaliningrad

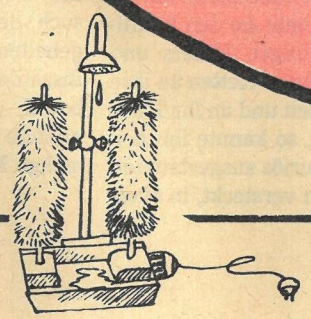
Kasanewski, Kiew



Alfredo, der patschelnde Badewannenschneck von Steger



Worobjow, Moskau



Pflege verleiht euch den Reiz, Nachlässigkeit tötet die Reize. Ovid Moral ist

Lose, gleichmacherisch wirkt die Badehose. Fontane

Überflüssiges

Die Muse schwebte sanft
hernieder: ein zarter Kuß.
Von da an
schrieb der Dichter
Lieder im Überfluß.
Anmerkung,
allerdings höchst bissige:
im Überfluß –
höchst überflüssige.

G. W. Heyse

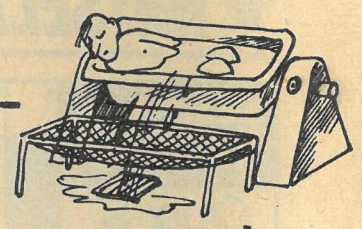
Familienbad

ER: Für unfruchtbare Frauen ist das Bad das Beste, was das Bad nicht tut, das tun die Gäste.
mittelalterlich

SIE: Wenn eine Frau häßlich ist und es spürt, wird sie entweder eine Viper oder eine Heilige.
P. Altenberg

ES: Es tut nicht gut, wenn man im Bad,
Und nur die Füße draußen hat.
W. Busch

Schmidt



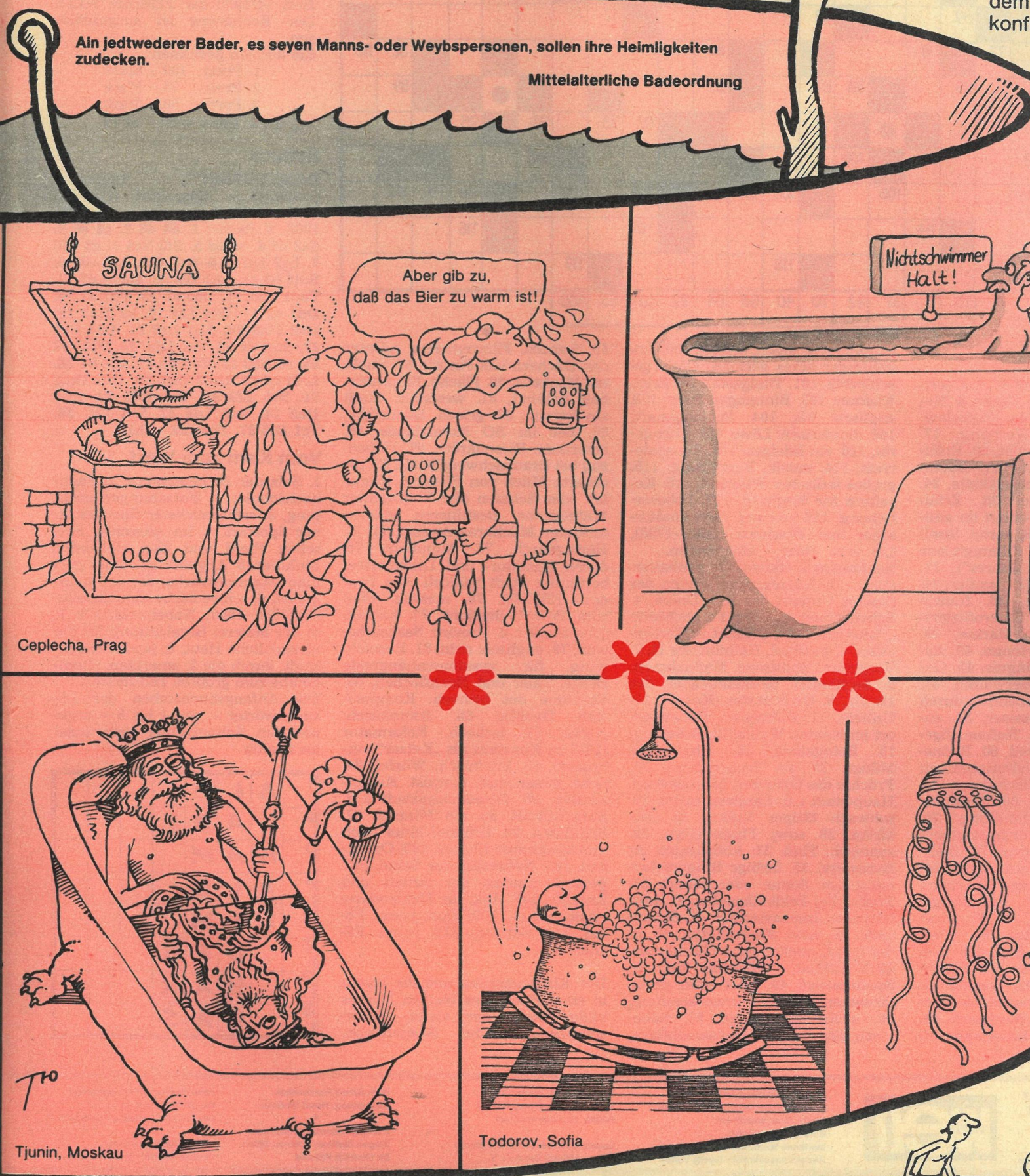
Ich weiß, daß das Aufknöpfen einer Bluse einer jener furchtbaren Augenblicke ist, der der Einbildungskraft freies Spiel läßt, dann aber das Erwartete mit dem Gesehenen konfrontiert.

G. E. Lessing

Ganz ohne Anzug

Ain jedtwederer Bader, es seyen Manns- oder Weybspersonen, sollen ihre Heimligkeiten zudecken.

Mittelalterliche Badeordnung

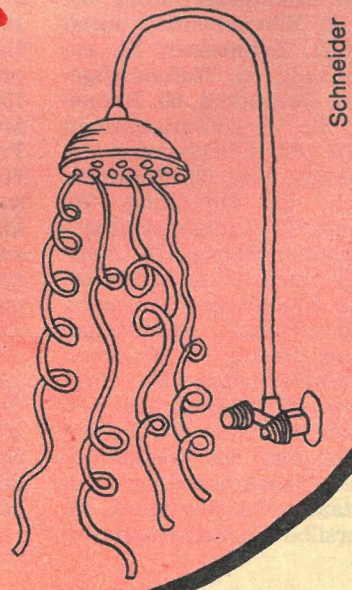


Steger

Ceplecha, Prag

Tjunin, Moskau

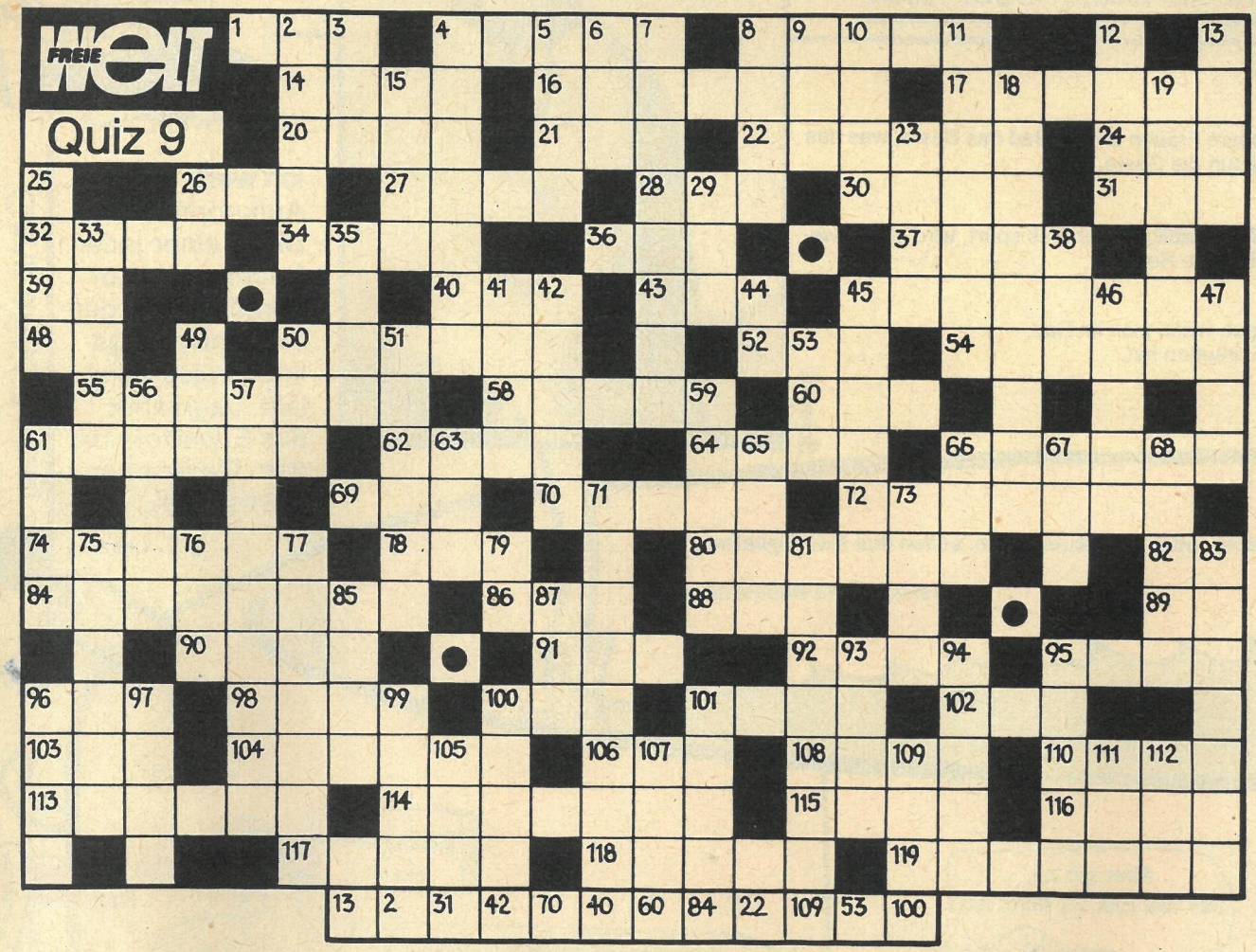
Todorov, Sofia



Schneider

wird der Mensch sich fremd. Kästner

die Tendenz, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Kraus



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Wagenteil, 4. algerische Stadt südl. von Algier, 8. Nebenfluß des Don, 14. jugoslaw. Männername, 16. Werbung, 17. Eichmaß; Mustergewicht, 20. Erfinder des Gasglühlichts, 21. Baumteil, 22. spanisch: Gebirgskette, 24. orient. Männername, 26. Erfüllungsstand, 27. Wettkampf im antiken Griechenland, 28. europ. Inselbewohner, 30. sowj. Filmregisseur („Neun Tage eines Jahres"), 31. strikte Verneinung, 32. Lasttier, 34. abgelaichter Hering, 36. französisch: König, 37. Unteroffiziersdienstgrad bei der Marine, 39. Zeichen für Registertonne, 40. Augendeckel, 43. Bedrängnis, 45. Geschosse für Handfeuerwaffen, 48. Auerochs, 50. Elbenebenfluß durch Hamburg, 52. Zeitmesser, 54. europ. Hauptstadt, 55. Tiefenmeßgerät, 58. finn. Dampfbad, 60. Rhônenebenfluß, 61. Verwaltungseinheit i. d. UdSSR, 62. Gleichklang, 64. trop. Körnergetreide, 66. Name für den Storch, 69. Handlung, 70. Herbstblume, 72. umgangssprachlich svw. kleiner Betrug, 74. Blattgemüse, 78. Judo-Meistergrad, 80. Abfluß des Baikalsees, 82. chem. Zeichen für Radium, 84. Titelgestalt bei Lew Tolstoi, 86. Sinnesorgan, 88. Windschatten, 89. sowj. Flugzeugtyp, 90. Zufluß des Balchaschsees/Kasachstan, 91. Nebenfluß der Selenga, 92. westlichste der Kleinen Sundainseln, 95. Vertrag zw. Staaten, 96. Wurfspieß, 98. griech. Vorsilbe (in Zusammensetzungen svw. eigen, selbst), 100. Angehöriger eines german. Göttergeschlechts, 101. Titelgestalt bei Erich Kästner, 102. Binnengewässer, 103. englisch: Eis, 104. Schlangenart, 106. dichterisch: Löwe, 108. Turngerät, 110. ein Edelgas, 113. Benzolderivat, 114. musik. Verzierung, 115. großes indisches Wildrind, 116. Koseform für Siegfried, 117. Lobeserhebung, 118. norweg. Grönlandforscher und Missionar (1686–1758), 119. svw. Ritter, Gefolgsmann.

Senkrecht: 2. italien. Geigenbauerfamilie, 3. Küstenort im Süden des Staates Gujarat der Ind. Union, 4. Schauspieler aus der Fernsehserie „Polizeiruf 110", 5. Staat in Vorderasien, 6. musikal. Halbton des D, 7. Vorgehen; politische Maßnahmen, 8. berühmter Rechenmeister des 19. Jh., 9. Großmutter (Kosef.), 10. Untiefe, 11. schweizer. Höhenkurort im Kanton Wallis, 12. Schwung, 13. Beingelenk, 15. alte span. Münze, 18. ein Tropenbaum, 19. Früchte des Ölbaums, 23. südeurop. Hauptstadt i. d. Landessprache, 25. schwach tätiger Vulkan in Ostafrika, 26. sowj. Flugzeugtyp, 29. spanisch: Fluß, 33. Abbauraum im Bergwerk, 35. farbige Ringerscheinung um Sonne oder Mond, 38. Treffer bei Feldballspielen, 41. mittelitalien. Industriestadt, 42. Schauspiel, 44. sowj. Flugzeugtyp, 45. in der Optik: dreikantiger Glaskörper, 46. Wundmal, 47. törichter Mensch; Spaßmacher, 49. Titel einer populärwissenschaftl. Fernsehsendung, 50. weibl. Stimmlage, 51. italienisch: Straße, 53. Meeresraubfisch, 56. französ. Filmregisseur („Unter den Dächern von Paris"), 57. Stadtteil Moskaus, 59. Fläche, Flächeninhalt (latein.), 61. westsibir. Stadt am Irtysch, 63. griech. Buchstabe, 65. See im SO Nordirlands, 66. amerikan. Riesenkröte, 67. Höhenzug bei Braunschweig/BRD, 68. gesäuerte Milch von Pferden, Kamelen oder Schafen (die Viehzüchter Mittelasiens destillieren daraus mitunter Milchbranntwein), 71. kl. Heringsfisch, 73. Mundlaut, 75. durch Miniatur- und Lackmalerei berühmte Stadt (südöstl. von Iwanowo/RSFSR), 76. norweg. Fluß zum Trondheimsfjord, 77. kanadische Stadt i. d. Provinz Saskatchewan, 79. englisch: nein, 81. Bezeichnung für zusammenhängende Berge, Täler und Hochflächen, 83. Vorname des tschech. Komponisten Dvořák, 85. französisch: Nacht, 87. tschech. Reformator (1415 zu Konstanz als „Ketzer" verbrannt), 93. lateinisch: Würfel, 94. erste gesamtruss. marxist. Kampfzeitung, 95. Oblasthauptstadt a. d. Sura/RSFSR, 96. ein Mineral, 97. Schiffsseil, 99. Erfinder eines nach ihm benannten Motors, 100. Opernlied, 101. Nebenfluß der Seine, 105. gesetzl. Einheit der Arbeit und Energie, 107. Abk. für Elektroenzephalogramm, 109. Sportpreis, Pokal, 111. Schwur, 112. japan. Fächer.

Der Küstenstreifen und die Inseln in einer Bucht des Weißen Meeres bilden eines der vielen Naturschutzgebiete der Sowjetunion, dessen Name das Lösungswort in unserem heutigen Rätsel bildet.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 9 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 11. Juni 1986 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 14/1986 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Schach

DAMENGAMBIT, Beljawski (UdSSR) – Kasparow (UdSSR) WM-Kandidatenturnier, Moskau 1983, 2. Partie: **1. d4 d5 2. c4 e6 3. Sc3 c5 4. cd ed 5. Sf3 Sc6 6. g3 Sf6 7. Lg2 Le7 8. 0–0 0–0 9. Lg5 cd 10. S:d4 h6 11. Le3 Te8 12. Da4 Ld7 13. Tad1 Sb4 14. Db3 a5 15. Td2 a4 16. Dd1 a3 17. Db1 Lf8 18. ba T:a3 19. Db2 Da8 20. Sb3 Lc6 21. Ld4 Se4 22. S:e4 de 23. Ta1 Ld5! 24. Db1! b6 25. e3 Sd3 26. Td1 b5 27. Lf1 b4 28. L:d3 ed 29. D:d3 T:a2 30. T:a2 D:a2 31. Sc5 Lf3 32. Ta1 Dd5 33. Db3 Dh5 34. Sd3 Ld6 35. Se1 Lb7 36. Tc1 Df5 37. Td1 Lf8 – 0:1.**

Vom Kern zum Wort

1. Salz der Salpetersäure, 2. Fachhochschule; Forschungseinrichtung, 3. erfolgreichster Sportler einer Sportart, 4. im Aussehen zwischen Pferd und Esel stehender Einhufer, 5. Angehöriger eines german. Stammesverbandes im Maingebiet, 6. schwedische Schriftstellerin (1858–1940), Nobelpreis 1909, 7. in der Malerei Bezeichnung für die menschliche Haut, 8. japan. Hafenstadt, durch die 2. amerikan. Atombombe zum größten Teil zerstört.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 8 – ergeben den Namen einer sowj. Insel im Pazifik.

1	A	L	P				
2		A	D	E			
3	H	A	M				
4	A	L	B				
5	L	E	M				
6		G	E	R			
7		K	A	R			
8		G	A	S			

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schabilinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Silbenrätsel

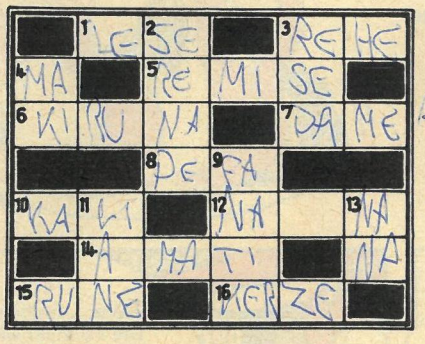
Aus den Silben ab – ba – ber – bo – chlo – de – dee – din – gard – ge – ger – ha – i – irm – la – la – la – lo – lu – nan – ne – no – ra – ran – ri – ro – sach – satz – se – sen – sprot – ta – tar – te – te – tel – ti – tra – ul – um – zel – sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und vorletzte Buchstaben – jeweils von oben nach unten gelesen – ein Zitat aus Chr. Martin Wielands Versmärchen „Oberon" ergeben (ch = 1 Buchstabe):

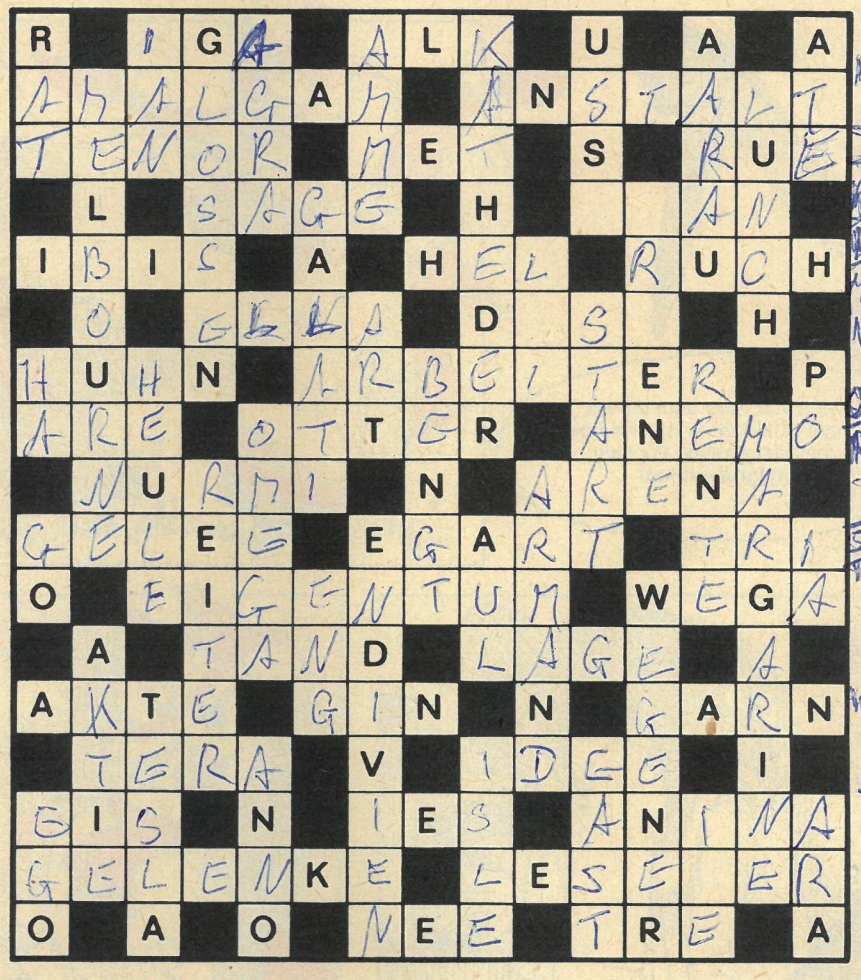
1. Altberliner Original, 2. Einfall, 3. Salze der Salzsäure, 4. süditalien. Volkstanz, 5. westgermanischer Stamm, 6. kubanischer Paartanz, 7. Sammelbegriff für in Ordnern liegende Schriftstücke, 8. Vorratsraum, 9. russ. Komponist des 19. Jh. („Fürst Igor"), 10. Hauptbestandteil pflanzlicher Zellwände, 11. Gesamtabsatz von Waren, 12. mittelitalien. Fluß, 13. latein. Vorsilbe, svw. über, das übliche Maß überschreitend, 14. Jurist mit Sonderbefugnis, 15. Mädchenname, 16. geräucherter kleiner Heringsfisch.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Weinernte, 3. Waldtiere, 5. Wagenschuppen, 6. nördlichste Stadt Schwedens, Bergbauort, 7. Brettspiel, 8. Filmgesellschaft der DDR, 10. Düngemittel, 12. afrikan. Tierseuche, 14. italien. Geigenbauerfamilie, 15. german. Schriftzeichen, 16. Beleuchtungsmittel aus Stearin.

Senkrecht: 2. Ständchen; Abendmusik, 3. wohlriechende Pflanze, 4. ein Halbaffe, 9. Eiferer, 11. trop. Schlingpflanze, 13. Roman von Zola.





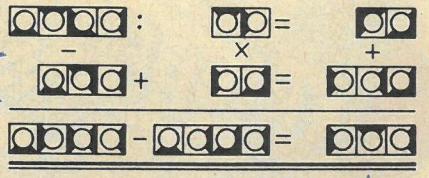
Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Tauchvogel nördl. Meere, 2. Wertpapier, 3. Werktätiger, 4. Nährmutter, 5. griech. Vorsilbe, svw. Wind, 6. schweizer. Kantonshauptstadt, 7. eine Quecksilberlegierung, 8. Stadt der Indischen Union (mit dem weltbekannten Bauwerk „Tadsch Mahal"), 9. öffentl. Einrichtung (allgemein), 10. lateinisch: im Jahre, 11. Kampfplatz, 12. griech. Göttin der Verblendung, 13. Nebenfluß des Ob (im Gebiet der Chanten und Mansen), 14. Papageienart, 15. Schriftstück, 16. Siedlung sowj. Turkvölker, 17. schweizer. Flächenmaß, 18. Sorte, 19. rumän. Bergbaustadt im Banater Gebirge, 20. französ. Männername, 21. nordischer Männername, 22. Autor des Buches „Käuzchenkuhle", 23. berühmter Rechenkünstler des 19. Jh., 24. Mädchenname, 25. latein. das Ich, 26. Grasland, 27. Besitz, Habe, 28. räumlich beschränkt, 29. englisch: Osten, 30. Gefrorenes, 31. Salatpflanzen, 32. eingedickter Fruchtsaft, 33. altjapan. Brettspiel, 34. Wacholderbranntwein, 35. Randbemerkungen (meist spöttisch), 36. Nähmaterial, 37. Region im SO Rumäniens, 38. bewegl. Verbindungen zwischen Knochen, 39. engl. Schriftsteller („Unser Mann in Havanna"), 40. Abk. für Hektar, 41. poln. Halbinsel, 42. umgangssprachl. Bezeichnung für ein Kofferradio, 43. weibl. Vogel, 44. rumän. Männername, 45. Einfall, 46. Ort u. Fluß im Süden des Sudan, 47. Schreitvogel mit gebogenem Schnabel, 48. französisch: Insel, 49. Erfurter Gartenbauausstellung, 50. im Auftrage (Abk.), 51. Internationales Einheitsbaukastensystem (Abk.), 52. Lehrerpult, 53. altfranzös. Kunstgedicht, 54. Situation, 55. engl. Gabelfrühstück, 56. ein Brotaufstrich, 57. Honigwein, 58. südostaustralische Hafenstadt, 59. norweg. Fluß zum Trondheimsfjord, 60. finn. Rekordläufer früherer Jahre, 61. griech. Buchstabe, 62. dem Wasserleben angepaßte Unterfamilie der Marder, 63. Fluß in Oberitalien, 64. helfender Hinweis, 65. französisch: Straße, 66. Pferdesportler, 67. dichterisch svw. Duft, 68. Altersgeld, 69. überlieferte Erzählung, 70. Rennbeginn, 71. Kram, Spielzeug, 72. männl. Stimmlage, 73. jugoslaw. Physiker (gest. 1943), 74. vor Maßeinheiten das Billionenfache, 75. russisch: drei, 76. italienisch: drei, 77. Wolgazufluß westl. von Togliatti, 78. Stern im Sternbild Leier, 79. deutscher Bühnen- und Filmschauspieler (1874–1948, gehörte seit 1905 zum Reinhardt-Ensemble).

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Geschütteltes

Wer FADEN und SCHEUER richtig umsetzt,
wird vom Ergebnis mitunter verletzt.

Auflösungen aus Heft 10/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Tal (79), Alm (7), Aas (5), Thorium (83), Asphalt (3), Mir (55), Pet (64), Ree (65), Amerika (1), Tau (81), Kiruna (43), Riese (67), Ego (21), Eni (23), Nea (57), Lar (44), Rigoletto (69), Era (29), Anapa (9), Raum (71), Tresen (87), Trauma (80), Ith (40), Rom (73), eng (33), Lehrer (47), Angers (11), Elea (25), Alibi (13), Ene (35), Lohengrin (50), Ute (89), Tee (85), Los (45), Asa (16), Kelch (42), Lefzen (48), Erb (34), Ekuador (27), Ona (62), Lel (52), Sto (77), Emaille (31), Grinewo (36), GSO (37), Nie (59), Ain (18).

Senkrecht: Sterke (76), Torero (84), Ar (8). Litanei (49), Amme (2), Mari (56), Apparat (10), Ahe (6), Sattel (75), Steuer (78), Ire (41), Eigner (32), Mangan (53), Asarum (17), Ion (39), Nep (58), Etat (28), Rastral (68), Lanolin (51), Orangen (61), Reihe (66), Augen (12), Mars (54), tele (82), Ehe (26), Ren (72), Elster (30), Rahe (70), Airolo (4), Reusen (74), Lee (46), BGL (19), Othello (63), Isernia (38), Ukelei (88), Elblag (24), Azoren (14), Anatol (15), Tat (86), Usen (90), Doge (20), Eis (22), Ni (60).

Wörterband. Von außen nach innen: Feile, Rose, Parasol, Sen, Gamma, Lob, Ikarus, Edam, Largo, Rennes, Sonne, Bug.
Von innen nach außen: Guben, Nossen, Nero, Gral, Made, Sura, Kibo, Lamm, Agnes, Los, Ara, Peso, Relief.

Einer fehlt: Tau(b)e, Mau(r)er, Arm(e)e, Run(d)e, Kle(i)e, Ste(c)hen, Ste(h)en, Mar(i)ne, Pfa(n)d. – Bredichin.

Vom Kern zum Wort: 1. Professor, 2. Radfahrer, 3. Ottomotor, 4. Konferenz, 5. Langusten, 6. Apotheker, 7. Margarine, 8. Alexander, 9. Tornister, 10. Internist, 11. Offenbach, 12. Nebelhorn. – Proklamation.

Raten und Rechnen:

9568	:	26	=	368
–		×		+
3817	+	58	=	3875
5751	–	1508	=	4243

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 6) aus Heft 8/1986

Waagerecht: 1. Sofia, 5. Dunav, 8. Strass, 12. Rat, 13. Lama, 14. amore, 17. Basis, 19. Vertrauen, 22. Oma, 24. Tiara, 26. Erik, 28. Ana, 29. uni, 31. Arkal, 34. Ulk, 36. Ode, 37. Raste, 39. Meru, 41. Hirten, 43. Lea, 45. Tar, 46. Lar, 47. Aries, 51. Ede, 52. Damaskus, 55. Rotterdam, 59. Raabe, 60. Tektur, 62. Ar, 63. Ornate, 65. Manie, 67. Eisenbart, 70. Krokodil, 74. III, 75. Bitte, 77. Lew, 78. Bug, 80. Pik, 82. Aleman, 85. Reif, 86. Riege, 89. Ole, 91. Erz, 94. Kaina, 95. Ate, 97. Res, 98. Jane, 100. human, 102. Fes, 104. Antilopen, 107. Leone, 109. Daus, 112. Stoss, 113. Krim, 114. Gelenke, 115. Reusen, 116. Ernte, 117. Sumer, 118. Ries.

Senkrecht: 1. Saba, 2. Otaru, 3. Ili, 4. Aase, 5. David, 6. Ner, 7. Varna, 8. Sou, 9. Treue, 10. Renn, 11. Sto, 15. Maas, 16. Karussell, 18. Sal, 20. Ekel, 21. Tara, 23. Rah, 24. Tatra, 25. Ile, 27. Romeo, 30. Ima, 32. Rila, 33. Kram, 35. Kur, 38. Themar, 40. Erna, 42. Nike, 44. Ehe, 45. Terek, 47. Asti, 48. Irre, 49. Stab, 50. DDR, 52. Dimitroff, 53. Steig, 54. Ukelei, 56. Trab, 57. Rott, 58. Anke, 61. USA, 64. Toga, 55. Nobi, 68. Nei, 69. Riten, 71. Oleander, 72. demi, 73. Iwan, 76. Tee, 79. Ufa, 80. Peso, 81. Koje, 83. LKA, 84. Narses, 86. Rente, 87. Eris, 88. Gelse, 90. Lanke, 92. Rho, 93. Zunge, 96. TASS, 99. Elis, 101. Meer, 103. See, 105. Ton, 106. Pan, 108. Emu, 110. Ani, 111. Uke. – **Lösungswort:** Tabakanbauzentrum Melnik.

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Juliane Röhl, Großbartloff, 5601
2. Preis:
75,– M Reiner Bertram, Schwerin, 2760
3. Preis:
50,– M Heinz Junghanns, Rötha, 7209
4. bis 8. Preis:
je 25,– M I. Eiring, Berlin, 1034; Marianne Kiewel, Oelsnitz, 9156; Edeltraut Schröder, Gröningen, 3233; Jürgen Prätzlich, Magdeburg, 3010; Margarete Damaschke, Hoyerswerda, 7700

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das Tierhäuschen 8

Eines schönen Tages brachte die Elster von ihrem Ausflug einen Kranich mit.

Hört nur, was dem armen Vogel widerfahren ist, wie übel ihm die garstige Füchsin mitgespielt hat!

Frei nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Grüß dich, lieber Kranich! Morgen feiere ich meinen Geburtstag und möchte dich herzlich zu mir einladen. Komm nur recht hungrig!

Pünktlich stellte sich der Kranich ein. Aber die Füchsin hatte Brei gekocht und ihn breit über den flachen Teller verteilt. Der Kranich bekam ihn nicht in den Schnabel, sein Magen blieb leer. Schadenfroh fraß die Füchsin den ganzen Brei allein

Klopf Klopf Klopf

Es tut mir leid, Gevatterchen, daß du so ungeschickt bist! Aber etwas anderes habe ich nicht im Hause!

Schönen Dank, Füchsin für die Mühe, ich werde es dir entgelten. Komm morgen zu mir und sei mein Gast

Als die Füchsin sich beim Kranich einstellte, servierte er eine leckere Fischsuppe. Gierig sog die Rotpelzige den Duft in die Nase. Der Kranich füllte die Suppe in Krüge mit engem Hals und stellte sie auf den Tisch.

Nun laß es dir gut schmecken, Gevatterin!

Es tut mir leid, Gevatterin, daß du so ungeschickt bist! Aber etwas anderes habe ich nicht im Hause!

Mürrisch machte sich die Füchsin auf den Heimweg.

Höre, Langbein! Die Füchsin wird dir diese Kränkung nie verzeihen. Sicher sinnt sie schon auf Rache. Bleib bei uns, hier bist du sicher vor ihr

Ich danke euch, Freunde und werde euch sicher nützlich sein. Ich habe scharfe Augen, kann weit sehen…

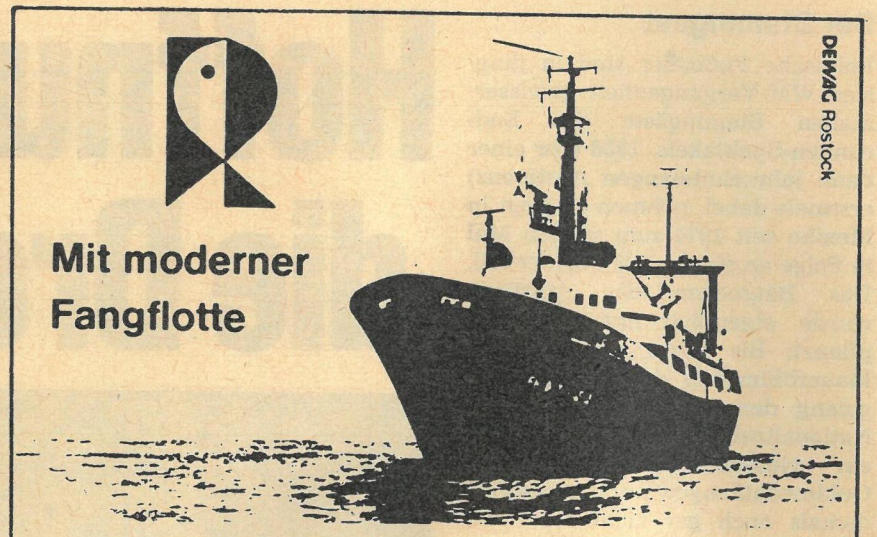
Fortsetzung von Seite 35

Sarah Bernhardt

„Sarah hatte eine niedrige Stirn", beschrieb Vater sie einmal, „für die sie sich immer ein bißchen schämte, und so bedeckte sie sie sorgfältig mit einer Fülle von Haaren. Das tat sie hauptsächlich, um ihre Augen zu betonen, die im Verhältnis zu Stirn und Wangen ziemlich klein waren. Der Schatten unter den Locken füllte die Augenhöhlen aus, und durch die Schminke gewannen die vordem fast ausdruckslosen Augen bedeutungsvolle Tiefe und die gehörigen Ausmaße. Ihre ziemlich kräftige Nase hatte im Profil eine ungewöhnlich zarte Linie: an der Wurzel kräftig, verriet sie künstlerische Selbständigkeit und Eigenwilligkeit, der kleine Buckel auf dem Nasenrücken kämpferischen Sinn, Durchsetzungskraft, und ihr interessantes Ende – die leicht nach oben gerichtete Spitze – bedeutete lebendige Einbildungskraft und Unbeständigkeit. Die schmalen, langen Nüstern zeugten von einer gering entwickelten und dadurch leicht beherrschbaren Sinnlichkeit. Bemerkenswert war ihr Mund: die Lippen ebenmäßig mit einer klaren Furche auf der Oberlippe. Wenn sie die Lippen schloß, lagen sie in einem fast geraden Strich aufeinander, nur in den Mundwinkeln waren sie leicht gehoben. Bei ernsten Rollen vermochte sie sie jedoch stundenlang gesenkt zu halten und veränderte so ihren gesamten Ausdruck. Die Unterlippe stand ein bißchen vor und deutete, wie auch ihr festes Kinn, ihren unnachgiebigen Charakter an. Den schönen, langen Hals verhüllte Sarah gern bis dicht unters Kinn, vor allem in Gesellschaft. Am Hals sind immer zuerst die Jahre mit feinen Fältchen in einer Schrift eingeschrieben, die keine kosmetischen Mittel und keine Massage glätten. Sie hüllte sich also bis zum Kinn, bis zu den Ohren ein. Aber auf der Bühne, bei künstlichem Licht und gut geschminkt – besonders später, als sie mit fünfzig ihre wahre Schönheit erlangte –, waren ihr entblößter Hals und die Schultern wunderschön.

Ihre Haltung war bis ins höchste Alter stets aufrecht, niemals trug sie ein Korsett, und ihre Bewegungen waren außergewöhnlich harmonisch und anmutig. Sie hatten Ausdruckskraft und eine klassische Erhabenheit, von der sich niemand einen Begriff machen kann, der sie nicht gesehen hat. Die Krönung ihrer gesamten Erscheinung", fährt Vater fort, „bildete ihre Stimme: silbern, ohne Makel und so trainiert, daß sie in leisem Flüsterton wispern und dann wieder mit großer Kraft donnern und sofort wieder in ein Pianissimo von glockenhafter Anmut sinken konnte. ‚Ein wunderbares Wesen mit der Stimme singender Sterne', sagte Oscar Wilde von ihr. Dazu muß man noch die seidigen, ungewöhnlich üppigen und unnachgiebigen Haare hinzufügen, die Sarah dennoch meisterhaft einzusetzen wußte, je nachdem, wie sie sie brauchte. Sie leuchteten feuerrot und vermählten sich glücklich mit der Perlmuttfarbe ihres Gesichts. Das Originalsiegel verlieh ihr ihre Aufmachung. Sarah richtete sich nicht nach der Mode, sie kleidete sich nach ihrem eigenen Geschmack, und den Schneidern und Näherinnen, an die gängige Routine gewöhnt, bereiteten ihre Marotten häufig Schwierigkeiten. Wie in der Kunst, so hatte sie auch in ihrer Kleidung immer den Gesamteindruck im Sinn, und nichts konnte sie vom Weg zu seiner Verwirklichung abbringen. Ihre Toilette entsprach den schlanken Formen ihres Körpers. Niemals beging sie die Geschmacklosigkeit, ihre Linie über den Hüften, in der Taille waagerecht durch einen Gürtel zu unterbrechen. Die Falten der langen Gewänder wallten vom Hals bis auf die Erde, hinten in eine Schleppe verlängert, und einen Gürtel benutzte sie nicht, um ihn umzuschnallen, sondern um mit ihm ein allzu langes Kleid zu raffen. An den Gürtel hängte sie alles mögliche an, etwas klirrte oder rasselte dort immer. Diese klingelnden Anhängsel wurden durch Anhänger am Hals ergänzt, von denen sie gleich ein ganzes Gewirr trug, Perlen, Steine, Ketten aller Art, und an allem noch Zutaten von hohem künstlerischem Wert. Und diese Schmuckstücke strahlten an ihrer ganzen Figur, auf der Brust, am Hals, auf den Schultern und an den Fingern. Sie hegte große Vorliebe für ungewöhnliche Dinge überhaupt, und so boten ihre Schmuckstücke und besonders die Ringe immer sowohl durch ihre Größe als auch durch ihre Form einen attraktiven Anblick. Nach der Premiere der ‚Medea' mußte ich ihr ein Armband mit einem Ring in Form einer Schlange zeichnen, wie ich es an ihrer Hand angedeutet hatte, als ich das Plakat machte. Angefertigt hat es damals Fouquet, ganz aus Gold, das Köpfchen mit Opalen, Rubinen und Diamanten besetzt. Man kann sagen, daß nur selten jemand den Geist seiner Zeit getreuer und genauer mit seinem Körper dargestellt hat. Jeder Gesichtszug, jede Falte ihres Kleides war zutiefst dadurch bestimmt, was ihre Seele verlangte. Sie verfügte über eine gewaltige Energie, die sie ganz in den Dienst ihrer Kunst stellte. Dank ihrer Energie bahnte sie sich ihren eigenen Weg und hielt sich auf ihm über ein halbes Jahrhundert, weder durch die Konkurrenz noch das Alter gebrochen. Seit dem Jahre 1862 hatte sie fast unaufhörlich auf der Bühne gestanden. Ihre Freuden, Entbehrungen, Hoffnungen und Niederlagen, alles verflüchtigte sich aus ihrer Seele, sobald sie sich im Theatergebäude befand und den aus dem Zuschauerraum zu ihr auf die Bühne fließenden Strom der Sympathie und Liebe fühlte. Dort war ihr wahres Leben. So allein lohnte es sich zu leben, und ich bin mir sicher, es war ihr geheimster Wunsch, daß das Schicksal es ihr vergönnen möchte, auf der Bühne, vor den Blicken des geliebten Publikums, ihr letztes Spiel zu spielen, im Meer dieser lebendigen und tiefen Sympathie aufzugehen und ihren letzten Atemzug zu tun."

(redaktionell gekürzt)



DEWAG Rostock

Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und
– ein guter Gesundheitszustand

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtsspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

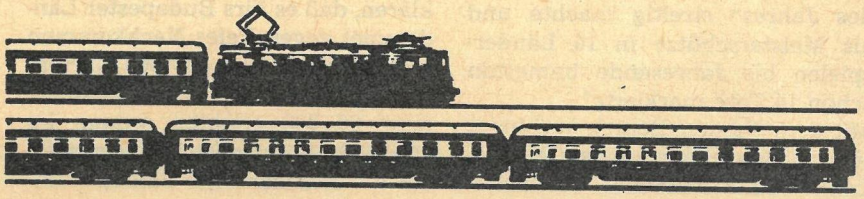
Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 63/I/86

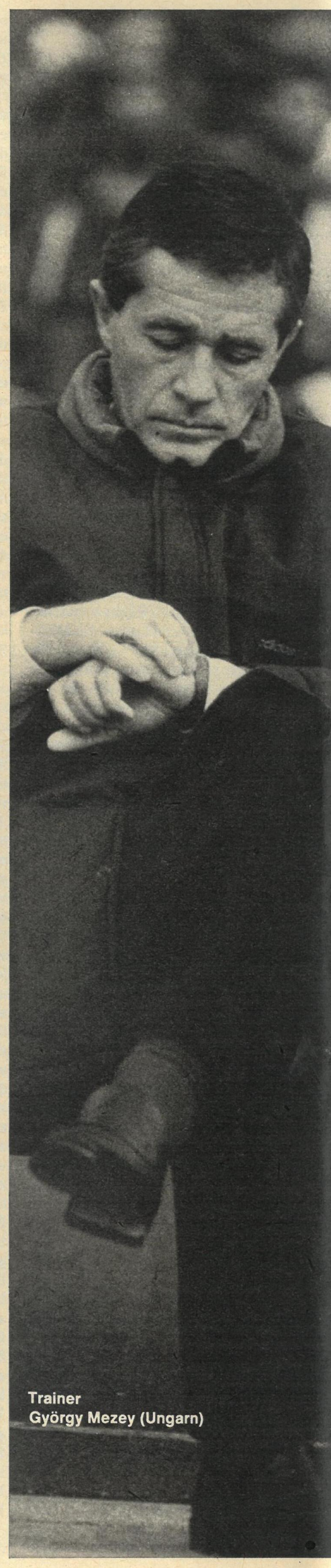
Die Sowjetischen Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an.

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.
In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.
Die Plätze in den Schlafwagen der Sowjetischen Eisenbahnen im internationalen und Inlandsverkehr können Sie sich im voraus reservieren lassen.
Um ausführliche Information wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.
Wir laden Sie zu einer Reise ein!
Sowjetische Eisenbahnen



Hoffnung auf die Dreizehn

Stürmer Alexander Sawarow (UdSSR)


Trainer György Mezey (Ungarn)

Der Stammgast

Polnische Fußballer sind in jüngster WM-Vergangenheit gewissermaßen Stammgäste des Endrunden-Spektakels. 1938 (vor einer dann jahrzehntelangen Abstinenz) erstmals dabei, nehmen sie jetzt in Mexiko seit 1974 zum vierten Mal in Folge an einem WM-Turnier teil. Das Bäumchen des Aufstiegs wurde eigentlich erst 1972 gepflanzt: Bis dahin nur eine Art Mauerblümchen des Weltfußballs, gelang dem „Club Polska" unter Nationaltrainer Kazimierz Gorski ein vielbeachteter olympischer Goldmedaillengewinn. Und was sie damals noch gar nicht erahnten: Die Spieler um Deyna und Lubanski, Gadocha und Lato errangen einen Sieg, der Langzeitwirkung hatte!

Schon in der folgenden WM-Qualifikation bot man England die Stirn und drückte das Fußball-Mutterland auf dem geheiligten Rasen von Wembley aus dem 1974er WM-Turnier, wo dann im Münchner Spiel um die Bronzemedaille sogar Brasilien besiegt wurde. Vier Jahre später (mit Trainer Jacek Gmoch) „nur" in der zweiten Finalrunde, wiederholten die Polen 1982 in Spanien unter ihrem jetzigen Coach Antonin Pichniczek das Kunststück von München: Im Spiel um Platz 3 schlugen sie den späteren Europameister Frankreich.

Einer, der die drei jüngsten WM-Turniere stets mitbestritt und nunmehr (wie einst Jaschin, Pele oder Seeler) vor seiner vierten Weltmeisterschaft steht, ist Władislaw Zmuda. Trotz zweier Bronzeplaketten in der Vitrine seiner guten Stube schlug sich der lange Stopperhüne mit der Frage Pichniczeks herum, ob er dessen hohen Anforderungen an die Leistung noch genügen würde. „Mich interessieren nicht dein Alter und der Klub, in dem du spielst", telegrafierte Pichniczek dem „Langen" und fügte hinzu: „Nur das, was du kannst, ist entscheidend."

Vor seiner dritten Weltmeisterschaft stehend ist Zbigniew Boniek so etwas wie der Pulsschlag des polnischen Spiels. Ein Prädikat, das freilich auch für Ogonski oder Smolarek oder Sziekanowski gültig sein könnte – die drei anderen Prominenten in Polens Mannschaft, die sich bis auf Boniek (AS Rom) und den um seine „Wiederverwendbarkeit" ringenden Zmuda (Cremonese) vorrangig aus Spielern der Traditionsklubs Gornik Zabrze, Legia Warschau und Widzew Łódź zusammensetzt. Boniek tatsächlich allerwege? Trotz Darius Dziekanowski, dem Dreh- und Angelpunkt des Warschauer Legia-Spiels, der Boniek den Titel „Polens Fußballer des Jahres" streitig machte und als Meisterschütze in 15 Länderspielen bis Jahresende immerhin schon 14 Tore markierte?

Mit dem Namen Boniek verbindet sich in Personalunion der Denker, Lenker und Vollender des polnischen Spiels. Ein Konzertmeister, der (an der ersten Geige sitzend) den Wohlklang des gesamten Orchesters entscheidend beeinflußt. So war es jedenfalls auch in der Qualifikation, wo man immerhin gegen Belgien die Oberhand behielt. Boniek kann in einem allerorts als kampfstark vielgerühmten polnischen Team tatsächlich zu jeder Zeit seine Erfahrungen voll zur Geltung bringen. Er zieht ein Spiel an sich, beruhigt und forciert es, verteilt die Bälle, setzt die Mitspieler optimal ein.

Die Wiedergeburt

Erlebt der ungarische Fußball eine Renaissance? Ist die noch frische Erinnerung zum Beispiel der Brasilianer an den einstigen Begriff von den Hexenmeistern ein Unterpfand für Mexiko '86? Oder wie ist zu erklären, daß es fürs Budapester Länderspiel gegen Peles Nachkommen sage und schreibe 400 000 Kartenwünsche gab? Die „übriggebliebenen" 80 000 erlebten sodann im Nepstadion einen Fußball-Csárdás, der die brasilianische Samba förmlich vergessen ließ. 3:0 fertigte der zweifache Vizeweltmeister den dreimaligen Weltmeister ab und führte in dessen Trikots Freudentänze auf, als hätte er in Mexiko schon den Schlußpfiff des WM-Finales gehört.

In diesem Jubel saß nur einer still und bescheiden auf seiner Trainerbank: György Mezey, der innerhalb von zwei Jahren Ungarns Fußball vom einundzwanzigsten auf den dritten Platz der Weltrangliste hinter Mexiko und der UdSSR beförderte! Mit seinem Namen verbindet sich die Wiedergeburt eines kleinen Landes mit geradezu begnadeten Kickern. Er formierte eine Mannschaft, die sich als erste für Mexiko qualifizierte. Und was dieser Mann zum „irren Sieg" über die Brasilianer zu sagen hatte, machte die Presse fast perplex: „Die bleiben auch in der Stunde unseres Triumphes erster Anwärter auf den Weltmeistertitel!" Nicht genug damit. Die Spieler waren noch gar nicht richtig zu Hause, da schickte Mezey noch einen stärkeren Satz hinterher: „Die Siegesfeiern haben

Mittelfeldspieler
Zbigniew Boniek (Polen)

Am 30. Mai beginnt die Endrunde der XIII. Fußball-WM. Mit Polen, Ungarn, Bulgarien und der UdSSR sind vier sozialistische Länder mit von der Partie.

meine Burschen bequem gemacht. Darin liegt die Gefahr, daß wir in einem großen Turnier wieder einmal versagen könnten. Vergessen wir nicht, daß wir vor 32 Jahren als Finalist letztmals WM-Geschichte gemacht haben…"
Vorbeugend schrieb Mezey allerdings monatelang an einem Erfolgskonzept. Dies stützte sich auf

Torwart
Borislaw Michailow
(Bulgarien)

modernen, kollektiven Fußball – mit einem großen Freiraum auch für die Individualität jedes einzelnen Spielers. Das Werk soll Buchform besitzen. Für jeden Journalisten wäre es eine Fundgrube, zumal es die heimische und ausländische Presse mit Mezey nicht leicht hat. Als das letzte Gruppenspiel gegen die Niederlande mit 0:1 verlorenging und er trotz längst gelöster Fahrkarte nach Mexiko plötzlich in der Kritik stand, gab er monatelang keine Interviews mehr. Im März blieb so auch für eine Hundertschaft brasilianischer Reporter die Tür des ungarischen Trainingscamps verschlossen.

Mannschaftskapitän Tibor Nyilasi sagt über ihn: „Mezey hat uns nicht nur athletisch, technisch, taktisch und spielerisch völlig neu ausgerüstet, sondern uns auch zu einer Einheit geformt. Es gibt keine Cliquen und keine Gegensätze mehr. Um eigenständige Persönlichkeiten um sich zu haben, stärkte er das Selbstbewußtsein jedes einzelnen." Wozu Mezey selbst noch sagte, zu lange hätten seine zu keiner Zeit schlechten Fußballer darunter gelitten, daß man ihnen durch ständige Anleitung das Denken abnahm. „Dadurch wurden sie träge und mißmutig. Mit Lautstärke und Gängelei zwingt man niemanden zu eigenständiger Aktivität. Deshalb habe ich meine Männer aufgerufen, ihre Persönlichkeit zu entwickeln und sich ihrer bewußt zu werden. Jetzt spielen sie frei von der Leber weg – nach selbst geschaffenen Normen, gegen deren Verstoß sich nur das Kollektiv wendet."
Mit dieser Selbstdisziplin hat man sogar die Verletzungsprobleme von Nyilasi, Peter und Roth überspielt. Mit diesem Geist wird die Mannschaft nun auch noch näher zusammenrücken, da entschieden ist, daß Nyilasi nach seiner Wirbelsäulenverletzung in Mexiko nicht auftreten kann. Jetzt erst recht, sagen die Spieler, die in der Vorrunde immerhin gegen die UdSSR und Frankreich antreten müssen. Und deren Trainer Mezey davor warnt, den jüngst besiegten Dreifach-Weltmeister Brasilien oder den Titelverteidiger Italien etwa aus dem Gedächtnis zu streichen.

Erster Sieg fällig

Die Bulgaren reisen zum fünften Mal zu einem Kicker-Festival. Es gleicht einem Treppenwitz, daß sie bei einem WM-Turnier noch nie das Gefühl eines Sieges haben auskosten können. 4:20 Punkte aus insgesamt zwölf Spielen! Nun setzt man alles auf die Dreizehn. 1962 erstmals und 1974 letztmals Turnier-Teilnehmer, soll nun bei der 13. Weltmeisterschaft im dreizehnten Endrundenspiel der erste Doppelpunktgewinn kommen.
Mit dieser Hoffnung verbindet sich die Ouvertüre des diesjährigen Weltturniers: Der Kontrahent ist der amtierende, dreifache Champion Italien höchstpersönlich! Ihn zu schlagen ist ebenso schwierig wie Siege über den 1978er Weltmeister Argentinien und den asiatischen Neuling Südkorea. Doch die guten Erinnerungen, die die Träume auf bessere Zeiten nähren, sind vorhanden. Immerhin setzten sich die Bulgaren in einer Qualifikationsgruppe mit Frankreich, Jugoslawien, der DDR und Luxemburg durch – und Jugoslawien wie die DDR mußten passen!
Der Baumeister des bulgarischen Auswahlfußballs von heute heißt Iwan Wuzow. Vierundzwanzigmal im Trikot der A-Nationalmannschaft und dabei ein kantiger, eisenharter Verteidiger, übernahm er im Herbst 1982 eine völlig verunsicherte Mannschaft, die von acht Länderspielen nur eins gewonnen und in der EM-Qualifikation lediglich einen Punkt geholt hatte. Mit ihm kehrte der Wille zurück, nicht nur gelegentlich mal zu gewinnen: In 42 Länderspielen bis Ende '85 jeweils 14 Siege, Unentschieden und Niederlagen! Mit Wuzow kam auch wieder der Spaß an der Freud', wurde das Auswahltrikot trotz höchster Anforderungen nicht mehr als unbequemes Kleidungsstück empfunden.
Wer keine Lust hatte, sich zu quälen, brauchte gar nicht erst kommen. Klangvolle Namen waren für Wuzow nicht alleinseligmachend, gegen Starrummel verwahrte er sich entschieden. „Nur wer sein Können in den Dienst des Kollektivs stellt, Fleiß und Ehrgeiz mitbringt, sich nicht besser dünkt als andere, dem steht der Weg in die Mannschaft offen!" Der freundliche Trainer mit den hohen Ansprüchen vertraut dem modernen 4:4:2-Spielsystem: aggressiv, nicht immer offensiv, eben seiner einstigen Mentalität als Verteidiger entsprechend. Mit diesem disziplinierten, mannschaftlichen Spiel sowie einer für die Konkurrenz oft unangenehmen Härte ist Bulgarien zwar kein WM-Favorit und ein Punktlieferant noch lange nicht. Die Spieler um den „Fußballer des Jahres" und 36maligen Kapitän Georgi Dimitrow sind selbst für Maradona und Co. ein Stück harte Arbeit. Und mit der „13" wird man's schon machen…

Zauberei in Lyon

Die Szene hatte Symbolkraft. Als der 34jährige Oleg Blochin im Europacupfinale zwischen seinen Kiewer „Dynamos" und Atletico Madrid das zweite von drei Toren schoß, baute er sich in Siegerpose vor dem Lyoner Publikum auf, als wolle er sagen: Schaut her, was bin ich doch für ein Prachtkerl! Er war's tatsächlich. Das Jahr 1986 ist wohl (leider) das letzte, vermutlich aber auch das erfolgreichste des blonden Linksaußen, der schon einmal „Fußballer Europas" war. Bereits maßgeblich an den jüngsten Meisterschafts- und Pokalerfolgen beteiligt, verhalfen seine Tore auch im sowjetischen Supercup zum Kiewer Sieg. Mit 205 Treffern schoß sich Blochin in neue Regionen des UdSSR-Meisterschaftsfußballs, und im „Klub der Hunderter" – jener sechzehnköpfigen Schar von Spielern, die hundertmal und öfter das Auswahltrikot überstreiften – ist er das jüngste Mitglied.
Gemeinsam mit seinem Klubtrainer Valeri Lobanowski ist Blochin zum zweiten Mal binnen zehn Jahren Architekt eines Europacupsieges. Und das in einer Mannschaft, die in Lyon den im Fußball so anspruchsvollen Kontinent förmlich verzückte. Ein Fußball voller Individualität, technisch perfekt, athletisch dem Optimum nahe. Die Kiewer, so wurde gesagt und geschrieben, gaben dem Fußballspiel seine Schönheit zurück. Nun wird erwartet, daß die „Dynamos" auch den Kern jener Auswahl stellen, die in Mexiko das Glück des Tüchtigen auf ihrer Seite haben will – mit Protassow und Litowtschenko aus Dnepropetrowsk, Dassajew und Tscherenkow aus Moskau, dem Georgier Tschiwadse… Und eben mit den „Ballzauberern von Lyon", wie Blochin und Demjanenko, Raz und Sawarow, der im Cupfinale bester Mann auf dem Platz war!
Was auf der Visitenkarte des Endrunden-Teilnehmers UdSSR steht, kann sich sehen lassen: Das Prädikat als spielstärkste und intelligenteste Elf des Vorjahres (elf Siege in 14 Länderspielen); von 1980 bis Ende 1985 mit sechzehn von sechzehn möglichen Heimsiegen und 40:0 Toren! Und jüngst Kiews großer Auftritt – der attraktivste aller drei Europacupsieger! Mit diesem Pfund müßte in Mexiko doch zu wuchern sein!

Klaus Feuerherm

Fotos: ADN/BZ-EPE, Igor Utkin/TASS, Bontschuk Andonow, Klaus Feuerherm

Jede Szene noch vor Augen

Ihr Artikel „Schlangen vor dem Apollo-Theater“ (FW 7/86) weckt Erinnerungen an einen Film, der heute, nach 60 Jahren, noch so lebendig vor mir steht, als hätte ich ihn gestern gesehen, den „Panzerkreuzer Potemkin“. Er hat nicht nur in Berlin, sondern auch in kleineren Orten ungeheuren Widerhall gefunden, verständlicherweise besonders in der Arbeiterklasse. Obwohl viele unserer Genossen arbeitslos waren, die Groschen für diesen Film haben sie sich vom Munde abgespart. Unsere ungeteilte Sympathie galt den aufbegehrenden Matrosen. Damals wie heute bin ich von der klugen Regie beeindruckt. Jede Szene des Films ist unvergeßlich und weckte in mir den Wunsch, einmal am Ort des Geschehens weilen zu dürfen. Mehr als drei Jahrzehnte vergingen, ehe mein Wunsch Wirklichkeit wurde. Mit welchen Gefühlen bin ich die mehr als 200 Stufen der großen Treppe in Odessa hinauf- und hinabgestiegen!

Annemarie Weiland, Halle

Das Foto zeigt die Dreharbeiten mit zwei Kameras für die berühmte Szene auf der Hafentreppe.

Schlohweißer Bart ...

Sie baten um Schnappschüsse vom Wegesrand (FW 8/86). Hier ist einer vom 1. Mai 1984, den wir auf einer Kurzreise in Leningrad verlebten. In einem Park spann sich ein Gespräch mit diesem betagten Veteranen an. 96 Jahre war er alt, aber einen Händedruck hatte er, der stand dem eines jungen Mannes

nicht nach. Wir wollten ihm damals ein Foto schicken, hatten aber leider die Adresse nur unvollständig aufgeschrieben. Ob es auf diesem Umweg vielleicht zu ihm findet?

Manfred Zotzmann, Potsdam

Mit 20 WM-Titeln Spitzenreiter

Wie hat sich nach der 51. Eishockey-Weltmeisterschaft in Moskau die Statistik in Ihrem Beitrag „Sewka mit der langen Schaufel“ (FW 8/86) verändert?

René Schönberg, Dresden

Die UdSSR ist jetzt mit 20 WM-Titeln alleiniger Spitzenreiter vor Kanada (19). Sie blieb in Moskau in allen zehn Spielen ohne Punktverlust (20:0), stellte mit Sergej Makarow (18 – 4/14) und Wladimir Krutow (17 – 7/10) die beiden Erstplazierten in der kanadischen Wertung sowie mit den Verteidigern Kasatonow/Fetissow und dem Sturm Makarow/Larionow/Krutow fünf Spieler des sechsköpfigen All-Star-Teams. Unterwegs (nach der ersten Runde) wurde sie zum 24. Male auch Europameister. In 257 WM-Spielen seit 1954 kam die UdSSR zu 219 Siegen, spielte 14mal unentschieden und verlor 24mal. Dabei erreichte sie ein Torverhältnis von 1773:469. 70mal wurden 24 sowjetische Spieler in das All-Star-Team gewählt. Mit insgesamt zehn Weltmeistertiteln rangieren Torhüter Wladislaw Tretjak und Verteidiger Alexander Ragulin nach wie vor an der Spitze. Die WM-Bilanz insgesamt: 20 Gold-, sechs Silber- und vier Bronzemedaillen.

Hans-Richard Vollbrecht

Fährverkehr

Euer Report über die neu entstehende Fährverbindung Mukran–Klaipeda war sehr informativ und sicher für viele DDR-Bürger interessant („Schienen übers Meer“, FW 8/86). Ich kenne den Fährhafen Saßnitz und das frühere Mukran sehr gut und bin deshalb tief beeindruckt von dem, was dort gebaut und geleistet wird.

Heinrich Ruge, Anklam

Herzlichen Dank für die Gestaltung Ihrer Zeitung, die mir 77jähriger Uroma viel Freude bereitet. Im Heft 8/86 hat mich der Bericht über das Hafenprojekt Mukran gefesselt, da ich über 20 Jahre in Rostock wohnte. Der Bau des Überseehafens damals war auch sehr interessant.

Erna Streußel, Gera

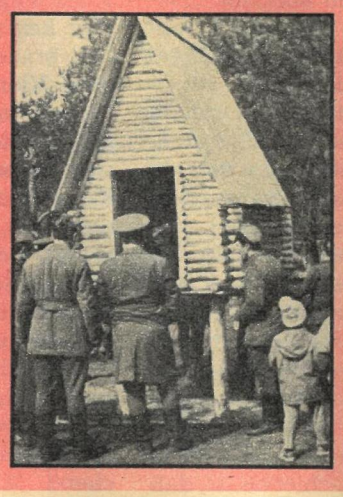
Da ich in Wismar geboren wurde und auf der Werft Lehrling war, ist es mir leichtgefallen, Eure Frage nach den neuen Wahrzeichen der Mathias-Thesen-Werft zu beantworten. Es ist spannend zu verfolgen, wie der Fährenbau vorging und -geht.

Gudrun Stoll, Wismar

Babajagas Häuschen

Zu Ihren zahllosen Berichten über freundschaftliches Geben und Nehmen ein Bausteinchen: Im April wurde zu Ehren des XI. Parteitages in unserem Wohnbezirk 2 ein neuer Kinderspielplatz eröffnet. Soldaten einer sowjetischen Pateneinheit halfen uns bei der Gestaltung. Besonderer Anziehungspunkt: Zwei Hexenhäuschen, die als Geschenk der Pateneinheit herbei„wanderten“.

Helmut Katterwe, Luckenwalde



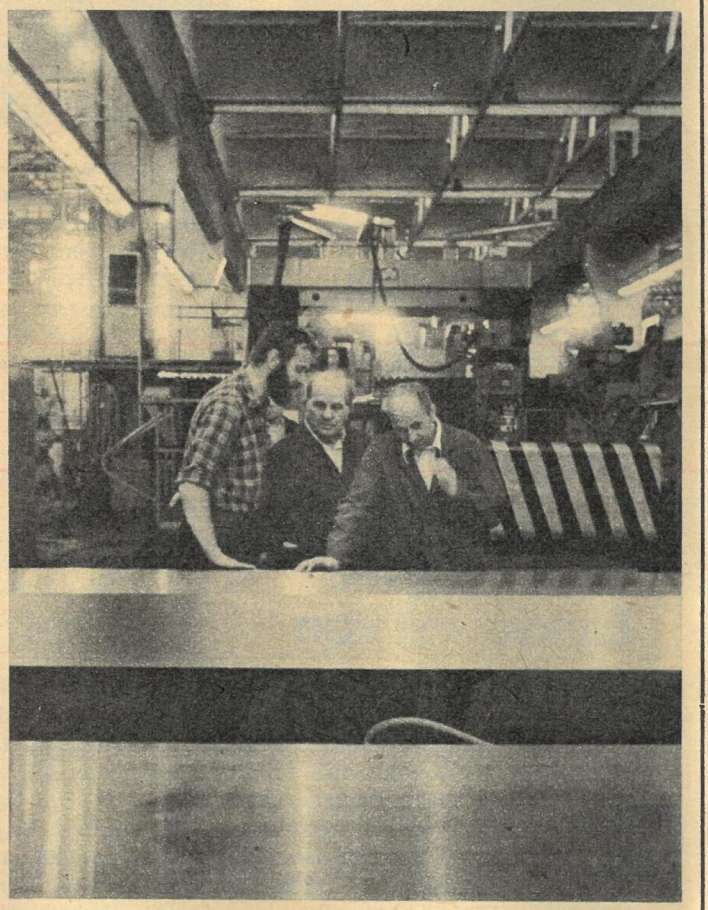
Sie fragen wir antworten

Heute Stahlstelen

In Ihrer Nummer 8/1986 berichteten Sie von der Gestaltung der Stahlstelen für das Berliner Marx-Engels-Forum, über die Komposition der Fotos durch Peter Voigt und Arno Fischer. Wie kommen die Fotos in das Metall?

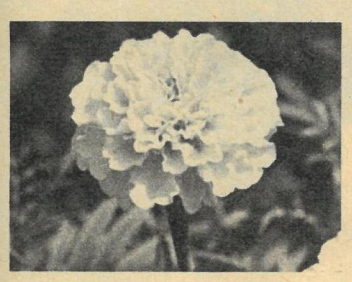
Gerhard Posselt, Cottbus

Die Aufgabe war tatsächlich knifflig: Einerseits muß die hochveredelte Oberfläche der Stelen verschiedenen Einflüssen auf Dauer standhalten, andererseits sollte sie „verletzlich“ für das Einprägen der Bilder



sein. Als besonders geeignet für die Stelenkörper – gestaltet vom Kunstwissenschaftler Friedrich Nostitz, der auch die wissenschaftlich-technische und organisatorische Leitung der anderen künstlerischen Arbeiten hatte – erwies sich eine Chrom-Nickel-Molybdän-Legierung. Die Idee, die Fotos elektroerosiv zu übertragen, hatte der Bildhauer Norbert Blum. Mit den Architekten und Formgestaltern Günter Köhler und Hans Gutheil – später kam Formgestalter Jürgen Frenkel hinzu – entwickelte er das Verfahren: Vom Negativ des Fotos wurde eine Kupferelektrode mit der Rasterstruktur der Vorlage angefertigt. In einer Flüssigkeit stellte man Elektrode und Stelenkörper dicht gegenüber und baute zwischen ihnen eine elektrische Spannung auf. Dort, wo Rasterpunkte erhaben waren, der Oberfläche der Stele also am nächsten, schlugen Funken in den Stahl über. Bei Temperaturen um 4000 Grad Celsius schmolz an diesen Stellen das Material aus und wurde von der Flüssigkeit weggespült. Die Fotos brannten sich so Punkt für Punkt in den Stahl, wurden als Positive wieder sichtbar. Eine schließlich aufgebrachte schwarze Verchromung wurde in den Tiefen belassen und von den Höhen wieder abgetragen, so daß Kontraste und Grauwerte der Bilder brillant hervortreten. Das Gestalterkollektiv arbeitete eng mit dem VEB Germania Karl-Marx-Stadt und mit dem VEB Werkzeugmaschinenkombinat „7. Oktober“ Berlin (Foto: Friedrich Nostitz und die Technologen Tischendorf und Metzger) zusammen. Bei allen technischen Prozessen standen gestalterische Aspekte im Vordergrund, sollten doch, der künstlerischen Absicht entsprechend, Charakter und unverkennbare Struktur der Dokumentarfotografie erhalten bleiben. Die Übertragung eines Fotos dauerte meist zwei bis drei Tage, an besonders komplizierten wurde bis zu zwei Wochen gearbeitet. Feinste Nuancen mußten hervorgebracht werden, die nicht mehr an TGL-Normen gemessen, sondern nur noch vom genau prüfenden Auge erfaßt werden können.

Constanze Treuber

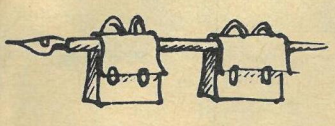


Laßt Blumen sprechen!

In neun Kleingartenanlagen im Kreis Bad Doberan wachsen in jedem zeitigen Frühjahr unter Glas und Folie über den Eigenbedarf hinaus Tausende Sommerblumen heran: Primeln, Astern, Zwergdahlien und Studentenblumen, bestimmt für einen ganz besonderen Zweck. Sie sollen die sowjetische Garnison Wustrow verschönern. Ist die Zeit zum Auspflanzen gekommen, finden sich etwa 30 Gartenfreunde mit vollen Stiegen am Tor der Garnison ein, freudig begrüßt nun schon das elfte Jahr. Doch mit Vorreden hält man sich nicht lange auf, die Gärtner kennen „ihr" Gelände. Blumenschalen am Wegrand, Rabatten vor dem Kino, dem Hospital und dem Kulturhaus werden bepflanzt. Junge Männer in Uniform fassen zu, holen Wasser zum Angießen herbei. Eine dauerhafte Beziehung ist hier entstanden – einst vom Sekretariat des VKSK-Kreisvorstandes gemeinsam mit der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Bad Doberan entwickelt. Als Gegenbesuch empfingen die Gärtner schon mehrmals das Garnisonsorchester. Ist die Arbeit getan, erhält jeder Gärtner als Symbol des Dankes ein original russisches Brot.

Werner Bönisch, Rostock

Wer schreibt uns?



Marii Bolotina, Deutschlehrerin, sucht Briefpartner aus höheren Klassen für den Klub der internationalen Freundschaft. UdSSR, 348 057 Woroschilowgrad, kwartal Wolkowa, d. 3, kw. 42

István Biró, 38 Jahre alt, verheiratet, zwei Söhne, wünscht Briefwechsel mit Ehepaar. Interessen: Film, Autos, Reisen. Korrespondenz in Deutsch oder Englisch. Ungarische VR, Budapest, Törökugrató u 6. X. 38, H-1118

Erik Schablinski, 22 Jahre alt, FREIE WELT-Leser „schon fast ein Jahr", lernt Deutsch, sammelt Ansichtskarten, Kalender, Künstlerfotos. UdSSR, Lettische SSR, 228 400 Daugawpils 4, ul. Arodu 40–27

Valeri Kim, 34 Jahre alt, Bergbauingenieur, wünscht Briefwechsel mit Fotoamateur in Russisch und Deutsch. UdSSR, 650 024 Kemerowo, ul. Kosmitscheskaja, d. 4, kw. 62

Wladimir Ljudwinow, 28 Jahre alt, Jurist, sucht Brieffreunde mit Interesse für Film, Theater, Musik. UdSSR, 460 007 Orenburg, ul. 1. Semafornaja 10

Preisfrage

Heft 11/86

Welcher Oper von Rimski-Korsakow diente ein Märchen von Puschkin als Vorlage?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 13/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 4. Juni 1986. Auflösung von Heft 9/86: „Union of Concerned Scientists". Wir gratulieren Waltraud Schmidt, Zerbst.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Archiv, Helmut Katterwe, Sibylle Bergemann, Reinhard Höhn (2); Zeichnung: Birgit Khoury; Vignette: Martin Kotsch

Leserfoto

„... geschafft!" – Rolf Siemon, Lehrer an der Dr.-Georg-Sacke-Oberschule der Städtischen Klinik für Orthopädie und Rehabilitation Leipzig, möchte mit seiner Aufnahme den Beschluß des XI. Parteitages der SED zur Unterstützung von Familien mit besonders pflegebedürftigen Kindern unterstreichen.

Hannes Schreiber · Küchenlexikon

Y wie Ukrop

In meiner Nachbarin Garten wächst der Dill so ungehemmt und unausrottbar, wie ich es anderswo nie sah. Das Gewürzkraut Dill – lateinisch Anethum graveolens – heißt russisch ukrop. Ein Wörtchen, im Lexikon zu finden zwischen ukromny = verborgen, still, abgelegen und der Vokabel ukrotitel = der Tierbändiger. Stille, Abgeschiedenheit – da fällt mir Melanchthons Kräutergärtchen in Wittenberg ein, in dem Dill, auf althochdeutsch tille, zu Luthers Zeiten bestimmt nicht fehlte. Etwa seit dem frühen Mittelalter wird er in unseren Breiten gezogen. Die Mönche von St. Gallen nannten das Kraut im Jahre 820 im Anbauplan des Klostergartens. Die Zähmung, die Bändigung des Dills gelingt meiner Nachbarin nicht, zumal sie keine blattvertilgende Chemie verwendet, sondern lieber dem Schwung der Hacke vertraut. Wo er sich einmal ausgesamt hat, da ist und bleibt er. Wir helfen ihr auf dillosophische Weise, das „Unkraut" zu vertilgen: Dill zum Frühstücksbrot, Dill in kalte und warme Suppen und Tunken, Dillsträuße als Wochenendmitbringsel, Dill sogar fürs Badewasser. Er wuchert trotzdem weiter, streut seinen aromatischen Samen übers märkische Land wie im Mittelmeergebiet, wo er als Ackerunkraut berüchtigt ist. Von den meisten Leuten hierzulande als Assoziation zu Fisch oder Gurke genannt, hat Dill jedoch auch als Heilpflanze Bedeutung. Pulverisiert oder aufgebrüht regen Dillsamen die Darmtätigkeit an, wirken beruhigend bei Schlaflosigkeit und fördernd auf die Milchsekretion stillender Mütter. Schon die alten Ägypter tranken Dilltee gegen Kopfschmerzen ... Die Beliebtheit des zarten Krauts in den nationalen Küchen der Sowjetunion ist leicht beweisbar: Ob in der russischen Fischsuppe Ucha, in der georgischen Hammelsuppe Tschichirtma oder in der tadshikischen Oschi-sijolaf, einer Sauerampfersuppe – das lieblich frühlingsgrüne Kraut darf dabei nicht fehlen. Dill gehört auch zum Gulbischnik, einem belorussischen Kartoffelbrei.

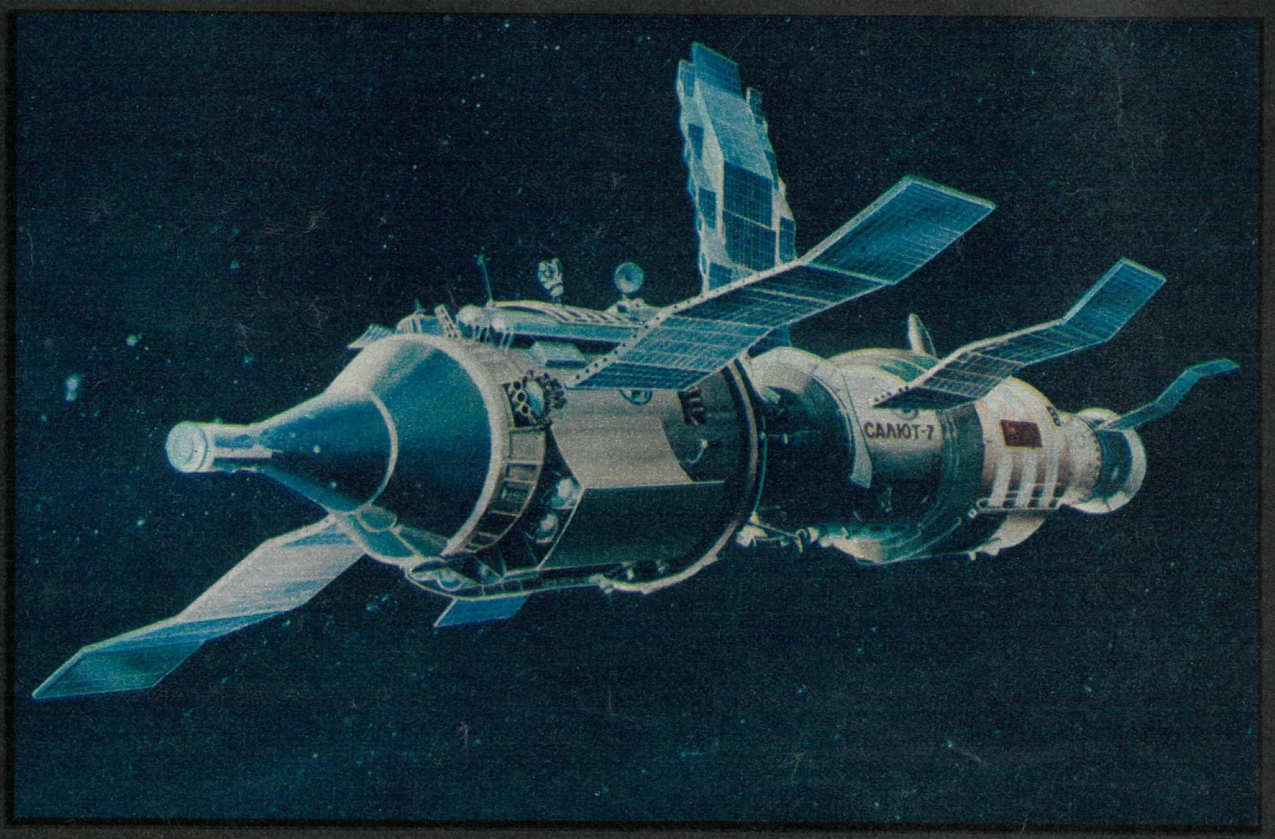
Und so macht man Gulbischnik:

Lockeren Kartoffelbrei mit einer Mischung aus Quark, saurer Sahne, etwas Roggen- oder Weizenmehl, einer gehackten Zwiebel, einem Eßlöffel Dillsamen und Salz verrühren. Die Masse in eine Pfanne geben und in der vorgeheizten Röhre eine knappe Viertelstunde überbacken, herausnehmen, mit gequirlter saurer Sahne bestreichen und nochmal einige Minuten zugedeckt in der Röhre vollenden. Dazu schmeckt besonders gut kurz gebratene, geschnitzelte Leber, die in letzter Minute auf dem Herd mit gehobelten Streifen von Gewürzgurken, gehobelter Zwiebel, etwas saurer Sahne und einem Stich Butter verrührt wurde.

Salut,
sei gegrüßt!

Wohnungs-wechsel im All

FREIE WELT EXKLUSIV



Winzige bläuliche Blitze im Dunkel des All. So zünden die Triebwerke von Sojus-T-15 für eine außergewöhnliche Weltraumreise. In einem aufsehenerregenden Flug haben Kisim und Solowjow den neuartigen Basisblock Mir verlassen und wechselten ihren Wohnsitz nach Salut-7. Ein Experiment, das weit in die Zukunft greift. Solowjow winkt. Grüßt in die Kamera, die sein Kommandant Kisim in der Hand hält. Aufnahme von einem der sechs Außenbord-Manöver, als sie vor zwei Jahren Salut-7 zu Montagearbeiten verließen. Nun grüßt Solowjow wieder in Kisims Kamera, abermals auf dem Rücken der alt vertrauten Orbitalstation stehend, die mit dem Modulsatelliten Kosmos-1686 und ihrem Raumschiff gekoppelt ist (Bild rechts). FREIE WELT sprach einen Monat vor dieser Premiere im Orbit mit den Hauptdarstellern, Dramaturgen, Drehbuchautoren und Regisseuren des einmaligen Unternehmens im Kosmos.
Ein Beitrag von Karl-Heinz Eyermann (Text)
und Volkmar Billeb (Bild)

Wohnungswechsel im All

Auf dem kosmischen Spielplan 86 ist die Weltall-Uraufführung „Wir wechseln unsere Adresse“ und „Pendelverkehr zwischen zwei Stationen“ vorgesehen. Allerdings unter Vorbehalt. Daß sie nun zum unausgesprochenen Wunschtermin erfolgt, so frühzeitig, ist selbst für die Beteiligten ein kleines Wunder. Die Hauptdarsteller hatten eine andere Premiere so glänzend absolviert, daß sich schneller als erwartet der Vorhang für die zweite Erstinszenierung, eben für „Pendelverkehr zwischen zwei Stationen“ hebt, die über neunundzwanzig Stunden dauert und deren Bühne sich dabei fast zwanzigmal um unseren Planeten dreht, ehe nach vielen Tricks aus dem mathematischen Repertoire der Raketenballistik der dramatische Höhepunkt erreicht ist.

Ankoppeln an Salut-7.

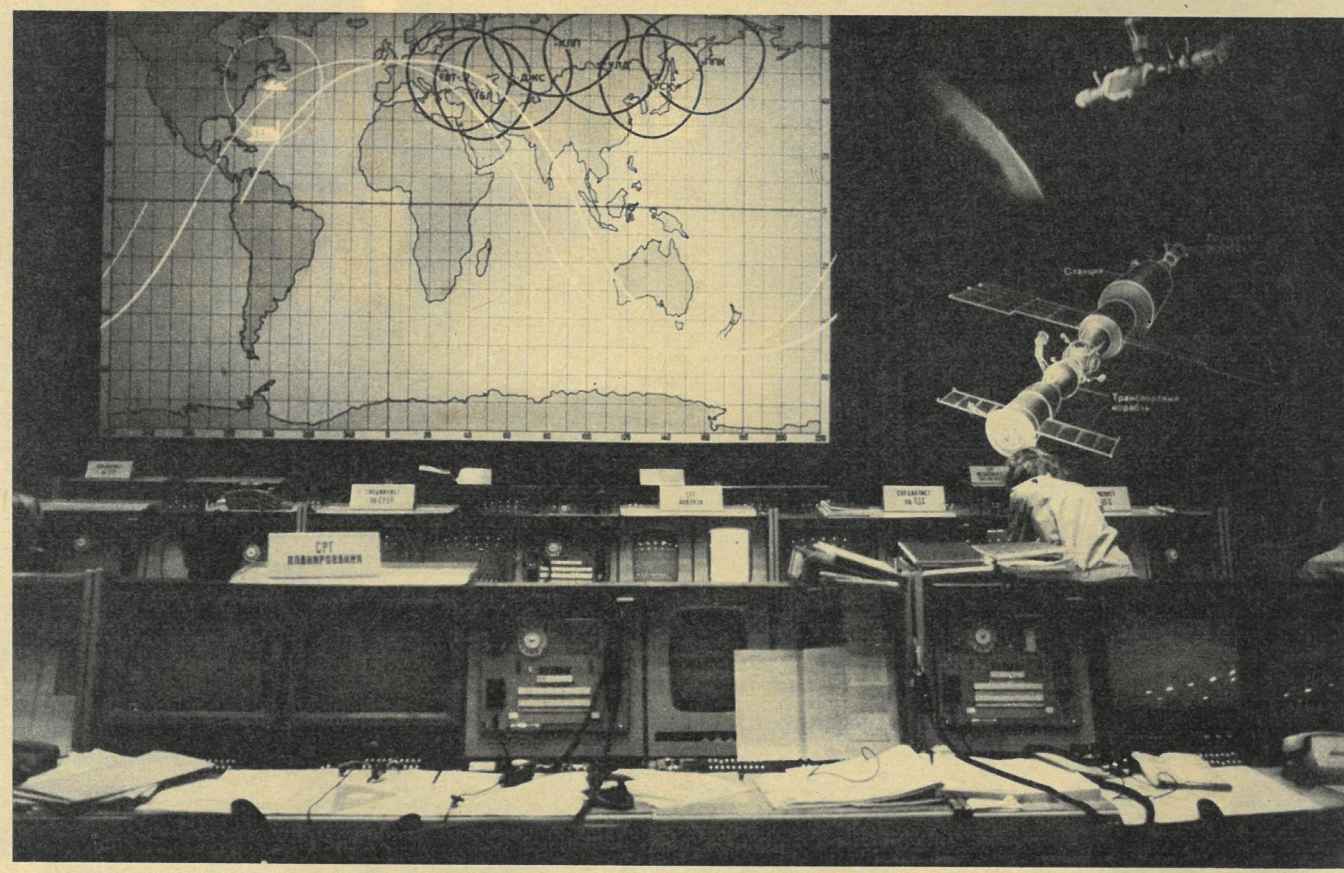
Ein gutes Omen für diese vorgezogene Premiere gibt es schon vor dem Start von Sojus-T-15 am 13. März 1986 für den Flug zur neuartigen Basisstation Mir. Nach sorgfältiger Kontrolle wählen traditionsgemäß die beiden Kosmonauten ihre alten Skaphander-Muster, die ihnen schon bei ihrer zweihundertsiebenunddreißigtägigen Rekordmission 1984 zuverlässig gute Dienste geleistet haben. Skaphander mit demselben Dekor, dem Salut-Emblem. Die Designer hatten sich offensichtlich mit dem Entwurf eines Mir-Symbols für die Raumfahrer-Monturen verspätet. So fliegen Kisim und Solowjow mit dem Salut-Abzeichen zu Mir. Fünfundfünfzig Tage nach ihrem Start in Baikonur entspricht das alte Emblem dem Flugauftrag…

Wie es zu dieser verfrühten kosmischen Pendelverkehr-Premiere kommt, erfahren wir einen Monat vor diesem orbitalen Großereignis auf recht außergewöhnliche Weise.

Am 7. April sprechen wir direkt aus dem ZUP, dem Flugleitzentrum bei Moskau, mit Leonid Kisim und Wladimir Solowjow, die seit drei Wochen die neue Basisstation Mir auf Herz und Nieren prüfen. Aus ihren Antworten auf unsere Fragen merken wir, daß Kisim und Solowjow sich gedanklich bereits auf eine andere Aufgabe vorbereiten. Salut-7 nennen sie ebensooft wie Mir, obwohl der letzteren die Zukunft gehört und mit der ersteren eigentlich eine Raumflugetappe abgeschlossen ist. Melancholie und Sehnsucht nach Salut-7 schwingt in ihren Worten mit. Für Kisim ist die Station eine Art Vaterhaus, für Solowjow eine immer noch produktive Forschungsstätte. Im ZUP sprechen wir mit Vize-Flugdirektor Viktor Blagow und dem Chef-Ballistiker aller sowjetischen Kosmosprogramme Professor Juri Mosshorin über unsere „Funkerkenntnisse“ und erfahren etwas aus ihrem Munde, was Anfang April für die ZUP-Spezialisten ein gut vorbereitetes und wohldurchdachtes Wunschprojekt ist. Aber ein mit einigen Fragezeichen der Vorsicht versehenes und noch nicht bestätigtes Vorhaben, während es für Kisim und Solowjow indes augenscheinlich schon in die greifbare Nähe der Wirklichkeit gerückt zu sein scheint. Zudem nennen uns im Sternenstädtchen Georgi Beregowoj, Chef des Raumflug-Ausbildungszentrums, und dessen neuer Stellvertreter Wladimir Dshanibekow, der zweimal zu Salut-6 und dreimal zu Salut-7 flog, weitere Einzelheiten über die Generalprobe der Pendelverkehr-Premiere im Orbit.

Und unerwartet haben wir alle entscheidenden Männer zusammen, die mit dieser Weltall-Uraufführung zu tun haben, um in der Theatersprache zu bleiben. Die beiden Hauptdarsteller Kisim und Solowjow, den Dramaturgen und Szenaristen Mosshorin, die Drehbuchautoren Beregowoj und Dshanibekow, die Mosshorins Formeln in Steuermanöver umsetzen. Und einen der Regisseure, Viktor Blagow. Ein seltener Glücksumstand für ein Reporterteam.

Was wir von diesen fünf Kosmonautik-Experten erfahren, das deuteten wir in unserem zweiten Aprilheft, in dem Beitrag „FREIE WELT ruft ‚Mir‘ im All“ vorsichtig an, das gesicherte Wissen in der Hinterhand (siehe Faksimile).



Regie für den Pendelverkehr: Auf den Bildschirmen des Flugleitzentrums erscheinen zwei Raumstationen mit ihren Flugbahnen und Konturen (oben).

Flugmanöver im Sternenstädtchen: Im Sojus-Simulator (oben rechts), in dem Kisim und Solowjow den Pendelverkehr übten, sitzen am 5. und 6. Mai ihre Doubles.

Dramaturg und Drehbuchautor einer Weltall-Premiere: Professor Dr. Juri Mosshorin, der Chefballistiker (ganz rechts unten) und Dr. Georgi Beregowoj, der Chef des Raumflug-Ausbildungszentrums (rechts unten).

List der Himmelsmechanik:

Wer bremst, fliegt schneller

Er ist nicht sehr gesprächig, bei all seiner Freundlichkeit. Aber mit ein paar einprägsamen Sätzen macht er Laien plausibel, was hinter seinen Formeln und Zahlen steckt. Professor Juri Mosshorin, studierter Mathematiker und seit einem Halbjahrhundert als Raketenballistiker unumstrittene Kapazität, hat das Pendelverkehr-Szenario „Mir-Salut“ ausgearbeitet. Die letzte seiner Raumflug-Dramaturgien nach dem VEGA-Szenarium – die Flugroute, auf der zwei Interplanetarsonden die Venus erreichten und sich nach Hunderten Millionen Kilometern auf Tag und Stunde genau zum Rendezvous mit dem Halleyschen Kometen am vorausbestimmten Orte trafen.

Salut-7 fliegt über dreitausend Kilometer Mir voraus. Auf einer ähnlichen Bahn, fast die gleichen Bahnhöhen von etwa dreihundertfünfzig Kilometern. Die gleiche Bahnneigung von 51,6 Grad. Die gleiche Ebene zum Äquator.

Wie erreicht man Salut-7? Die simpelste Weise wäre hinterherzujagen… Abkoppeln von Mir und Sojus-T-15 beschleunigen? Dreitausend Kilometer sind für ein Raumschiff keine Entfernung. Aber um ein in diesem Abstand in derselben Bahn die Erde umkreisendes Objekt, das immerhin mit 28 000 km/h dahinrast, einzuholen, müßte man „etliche Kohlen auflegen“. Das wäre die einfachste Variante. Aber die einfachste ist nicht die beste und in der Raumfahrt nicht akzeptabel. Große Treibstoffmengen würden verbraucht werden, mehr als Sojus-T-15 in den Tanks hat.

Professor Mosshorin sagt, seine Dramaturgie richte sich nach dem Sputnik-Paradoxon: Je näher ein Satellit die Erde umrundet, desto höher ist seine Relativgeschwindigkeit. Mir und Salut in über dreihundertfünfzig Kilometer Höhe benötigen für einen Erdumlauf einundneunzig bis dreiundneunzig Minuten.

Professor Mosshorin flicht ein zweites Paradoxon in seine Dramaturgie ein: Bremsen, um schneller zu fliegen.

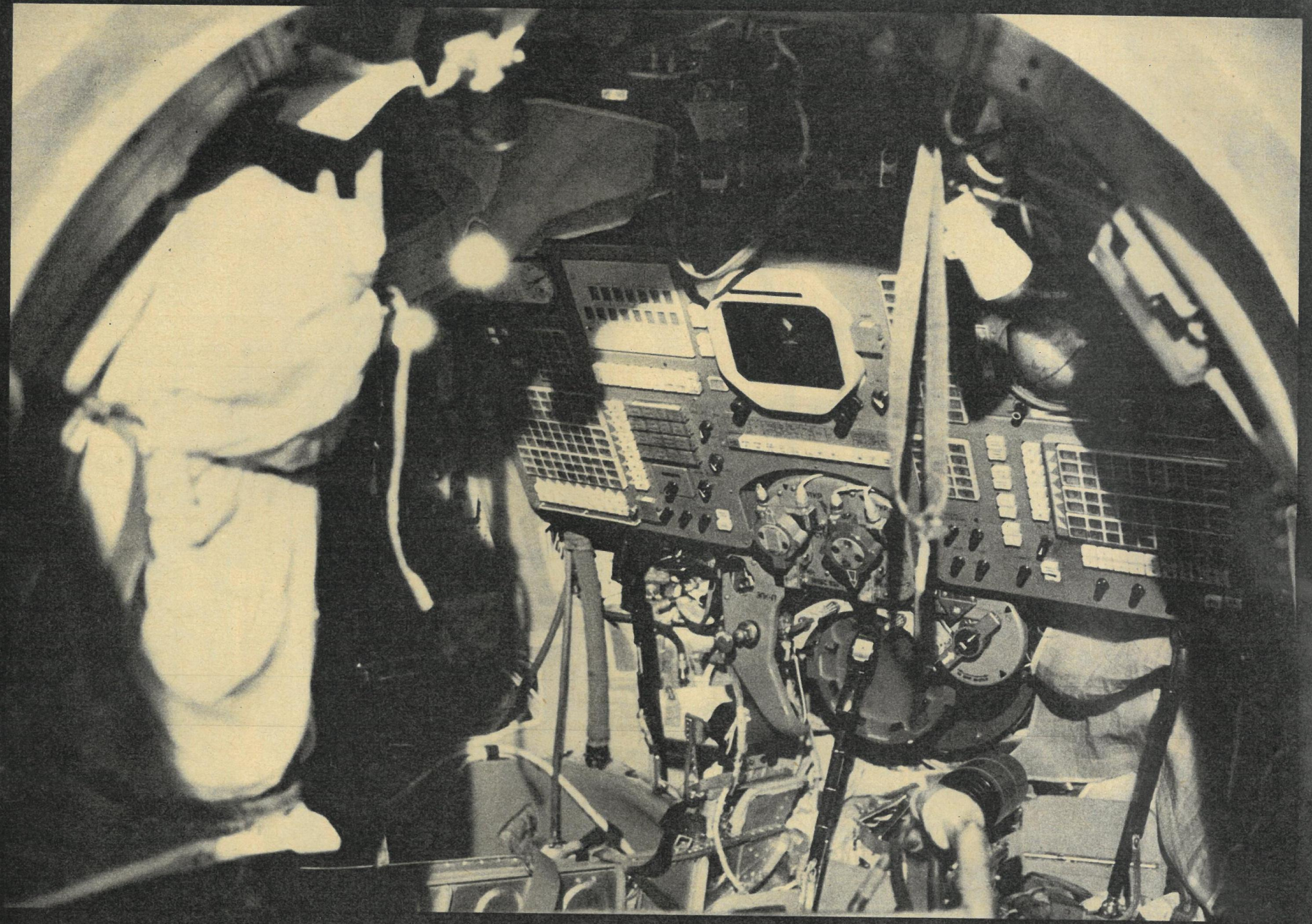
Abbremsen, um eine niedrigere Bahnhöhe zu erreichen. Um in achtundacht-

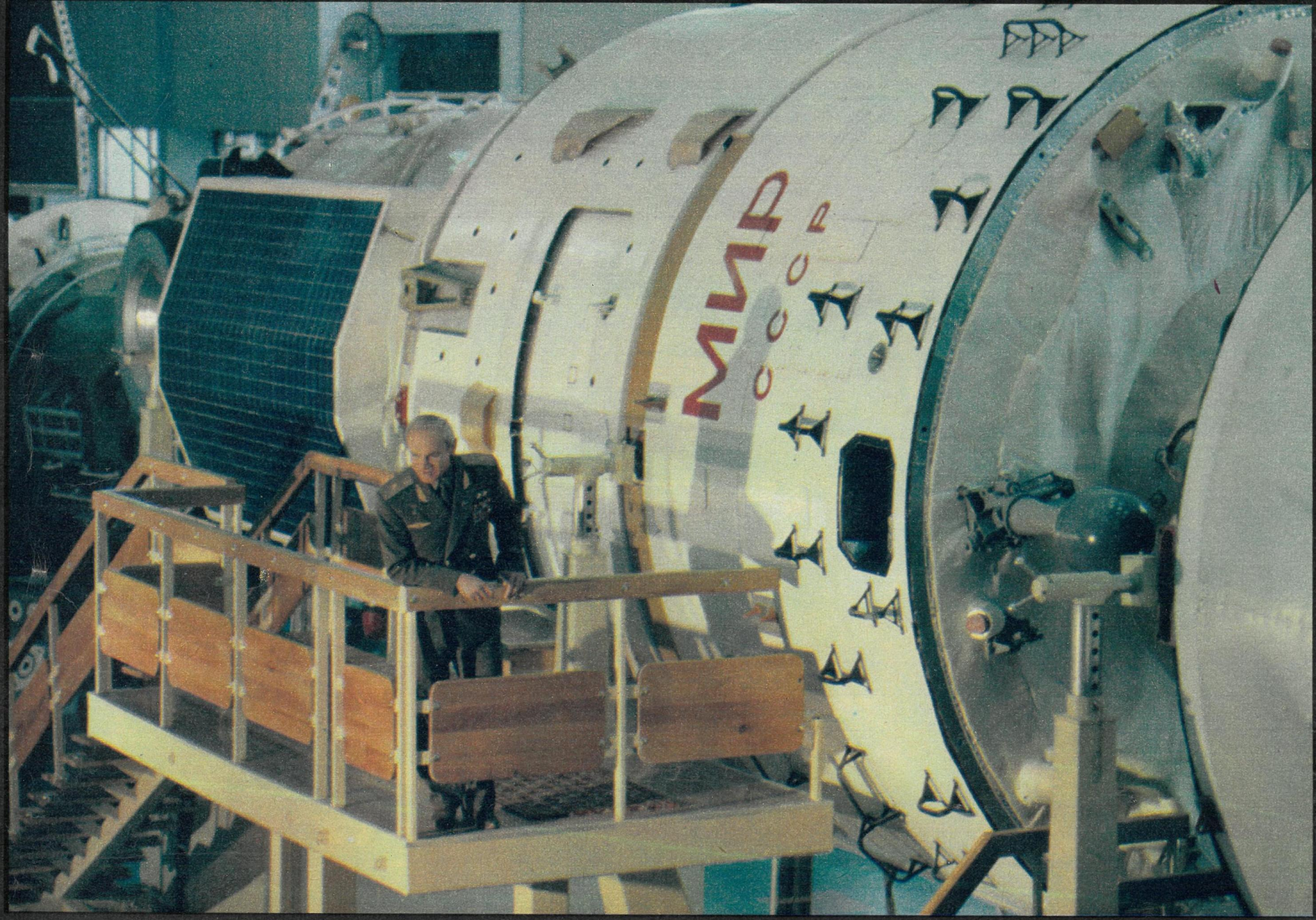
---

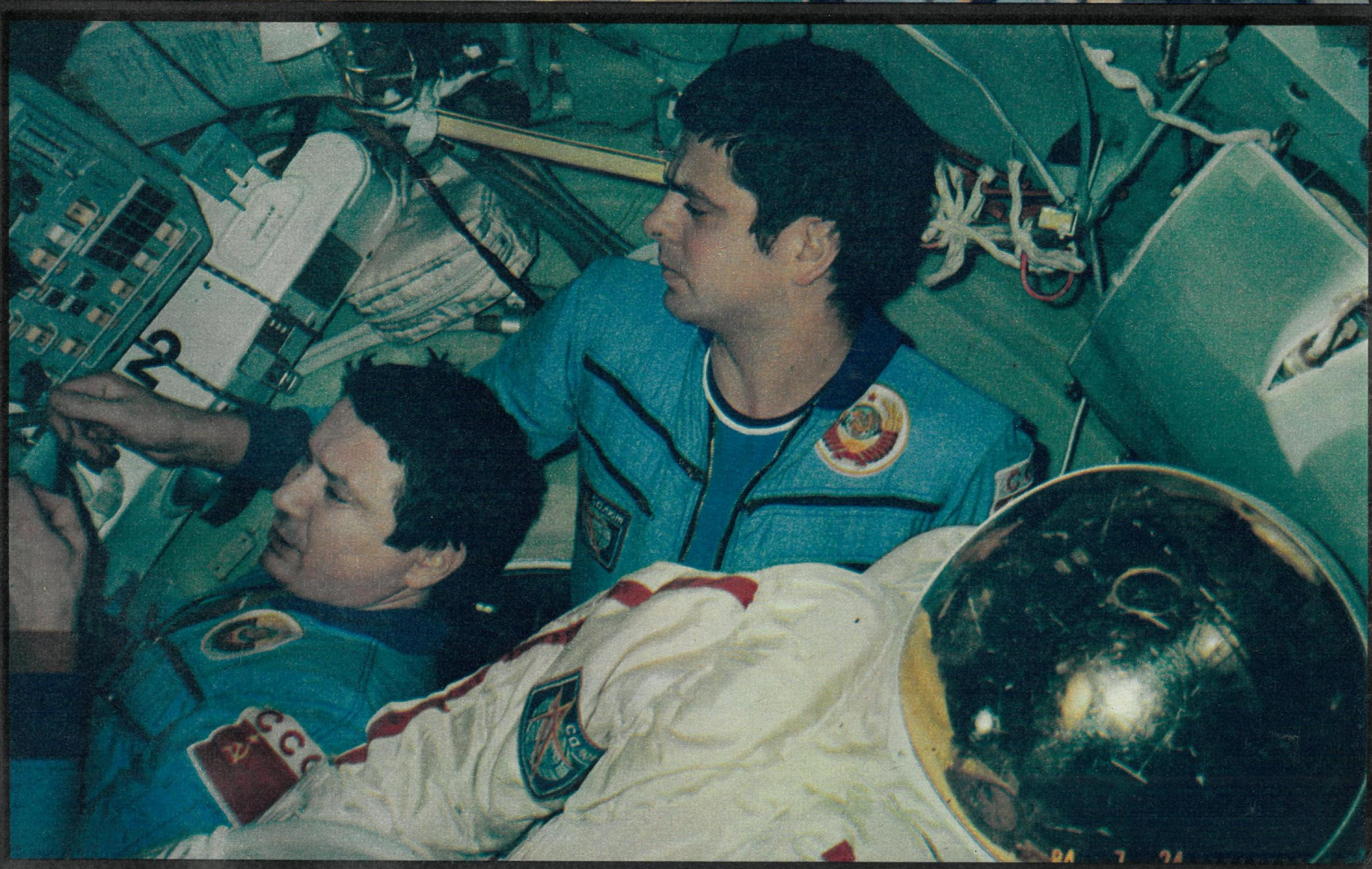
der Nacht ist in der Regel so gut, wie die Arbeit am Tage war. Wir haben damit keine Probleme.

Kommandant Leonid Kisim: Ich träume von Salut 7. Ich möchte bemerken, daß die Station Salut 7, in der wir uns fast acht Monate aufhielten, unser guter alter Freund bleibt und eigentlich auf uns wartet. Ich möchte noch einmal zu Salut 7 fliegen. Auch wenn es nicht derselbe Komfort ist wie in „Mir“. Sie hat der Volkswirtschaft der UdSSR viel gegeben, viel für das „Interkosmos“-Programm geleistet. Vielen Dank, Salut 7.

Das klingt wie eine Liebeserklärung an die alte Station von jenem Mann, der am Steuer der neuen sitzt und wie ein Testpilot diese auf Herz und Nieren prüft. Die Idee, zu Salut 7 zu fliegen, existiert, seit Kisim Sojus-T-15 an „Mir“ andockte. Das Rendezvous- und Kopplungsmanöver wurde von ihm so präzis ausgeführt, daß kaum Treibstoff aus den Tanks in das Triebwerk von Sojus-T-15 floß. Wohin mit dem gesparten Treibstoff? Ballistiker errechneten, daß er für einen Flug von „Mir“ zu Salut 7 ausreicht: Dieses kühne Projekt wird gegenwärtig im Sternenstädtchen erörtert. Vielleicht wissen wir Anfang Mai mehr. Vielleicht erhält Kisim die Starterlaubnis, und sein Traum erfüllt sich. Pendelverkehr zwischen zwei Raumstationen. Die Zukunft der Raumfahrt hat schon begonnen. Salut, „Mir“!




МИР



Überflug gelungen: Für Viktor Blagow aber geht die Arbeit weiter.

Taxifahrten zwischen Mir und Salut: Generalmajor Wladimir Dshanibekow, Fünffach-Kosmonaut (Farbfotos links oben), ist maßgeblich an dem neuen Raumflug-Unternehmen beteiligt. Leonid Kisim und Wladimir Solowjow (Farbbild unten) fühlen sich in Salut-7 wieder heimisch, in der sie im Sommer 1984 von Swetlana Sawizkaja und Wladimir Dshanibekow so mit dem Ausstiegsskaphander fotografiert wurden.

Wohnungswechsel im All

zig oder neunundachtzig Minuten die Erde einmal zu umkreisen. Man kann sich leicht ausrechnen, wann das darüber- und vorausfliegende Objekt eingeholt ist.

Und das dritte Paradoxon in Mosshorins Szenario: Lieber eine Million Kilometer weit fliegen, um ein anderes Objekt einzuholen, von dem man anfangs durch ein paar tausend Kilometer getrennt ist, als unnötig Treibstoff zu verbrauchen.

Auf einen Nenner gebracht: Bremsen, um einzuholen. Ein kurzer Bremsimpuls mit geringem Treibstoffverbrauch führt auf eine niedrigere Bahn mit kürzeren Umlaufzeiten. Ohne Motorenkraft erreicht man bald die Position des anderen Objektes, und dann genügt ein kurzer Beschleunigungsimpuls und das Raumschiff steigt schräg nach oben und heftet sich an die Fersen der einzuholenden Station.

„Sie müssen sich zwei Radfahrer vorstellen, die in verschiedenen Abständen einen Platz umradeln. Wer muß wohl weniger in die Pedale treten?“ So beendet der Professor seine Lektion.

Am Montag, dem 5. Mai, abends, nach dem Abkoppeln fliegt Sojus-T-15 vier Runden dicht vor Mir auf derselben Bahn. Dann zünden die Triebwerke, bremsen das Raumschiff zum Abstieg in einen erdnäheren Orbit ab.

Am Dienstag ist Salut-7 in der oberen Etage in Sicht. Erneut zünden die Triebwerke von Sojus-T-15, beschleunigen diesmal das Raumschiff, das die Nase hebt und nach oben steigt. Fünf Kilometer hinter der Station folgt es der Spur von Salut-7. Ein weiterer Schubstoß von Sekunden macht das Raumschiff um 3,5 Meter schneller als die Station. Noch eine halbe Stunde bis Salut-7.

Souffleure im Cockpit:

Schauspiel hinter den Kulissen

Wladimir Dshanibekow ist der „Kopplungsmeister“ des sowjetischen Kosmonauten-Korps. Er kreierte beim Anflug auf die vor einem Jahr schon einmal durch einen Kurzschluß stumm und taub gewordene Station ein neues Rendezvous- und Anlegeverfahren mit einem speziell ausgerüsteten Sojus-T-Raumschiff. Laser-Entfernungsmesser, Nachtsichtgerät und ein tragbares Steuerpult, mit dem er sich hinter dem Bullauge der Seitenwand seiner Kommandokabine postierte, um sich längsseits der Station zu nähern, Sojus-T quer zur Flugrichtung stellend. Nach diesem Verfahren sollen auch Kisim und Solowjow an Salut-7 koppeln.

Was versprechen sich Dshanibekow und sein Chef Beregowoj von dem Vorhaben? Wie sind sie daran beteiligt?

Fangen wir mit dem letzteren an. Nach Mosshorins Szenario verfaßten sie ein Drehbuch, nach dem Kisim und Solowjow und die Double-Mannschaften übten, Dshanibekows Erfahrungen berücksichtigend. Lediglich ein Fünftel des Simulator-Trainings entfiel auf „Flugverlauf normal“. Vier Fünftel der Zeit wurden die Besatzungen mit Sonderfällen, Gefahren- und Havariesituationen traktiert. Für alle Fälle.

Jetzt sind wir Souffleure im Cockpit, meint Dshanibekow. Hier im Sternenstädtchen assistiert man den beiden bei der Premiere im Orbit, quasi mit einem Schauspiel hinter den Kulissen: Die Doubles fliegen im Simulator die wichtigsten Manöver mit.

Für Dshanibekow beginnt mit dem Überflug von Mir zu Salut-7 die Etappe der Kosmos-Piloten oder, prosaischer ausgedrückt, der Weltall-Taxichauffeure. Pendeln zwischen Raumstationen, das ist etwas für den passionierten Flieger, echter Weltraumverkehr. Taxifahrten zwischen einzelnen Orbitallabors, in denen interessante technologische Versuche oder astrophysikalische Forschungen durchgeführt werden und die von Zeit zu Zeit inspiziert und gewartet werden müssen. Mir mit mehreren angedockten Modulsatelliten, das ist eine Sache. Aber denkbar ist auch, daß man Mir als Flughafen benutzt, von dem zu anderen Raumfahrzeugen gestartet wird.

Dshanibekow macht es an einem Beispiel deutlich. Wenn an Mir drei verschiedene Module – ein Observatorium, ein Erderkundungslabor und eine technologische Experimentierstätte – angekoppelt sind, was dann? Das Observatorium muß Sterne anpeilen, das Erderkundungslabor seine Kameras auf unseren Planeten richten, und für Werkstoffexperimente benötigt man eine möglichst ideale Null-Gravitation, keine Schwankungen, keine Steuermanöver. Also absolute Ruhe an Bord. Und die gibt es nicht, wenn Kosmonauten mit von der Partie sind. Wie soll man bei diesen Forschungsdisziplinen die Station steuern, in welche Lage bringen?

Dshanibekow hat auch naheliegende und ganz persönliche Motive für dieses Vorhaben. Schließlich hat er vor einem Jahr zusammen mit seinem Bordingenieur Viktor Sawinych in einer dramatischen und waghalsigen Rettungsaktion Salut-7 vor dem Untergang bewahrt und die Station wieder voll funktionstüchtig gemacht.

Ein Problem, das für den Pendelverkehr entscheidend sein wird, muß zudem untersucht werden. Sind Raumfahrer nach längerem Aufenthalt in der Schwerelosigkeit überhaupt in der Lage, solche schwierigen Überflüge und Anlegemanöver durchzuführen? Verlieren sie nicht nach Wochen und Monaten im Orbit verschiedene Fertigkeiten, die sie sich vorher antrainiert haben?

Am Abend des 6. Mai sitzt Wladimir Dshanibekow neben Viktor Blagow im Flugleitzentrum. Er beglückwünscht Kisim und Solowjow als erster nach der erfolgten Ankopplung von Sojus-T-15 an Salut-7: „Das hat bei euch fabelhaft geklappt. Besser, als es die Instruktion vorsah. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt. Oben am Steuerpult findet ihr einen Brief, den Viktor Sawinych für euch geschrieben hat.“

Hochbetrieb im Orbit:

Flugleitzentrum im Kosmos

Viktor Blagow führt Regie im Flugleitzentrum seit es Expeditionen zu Orbitalstationen gibt.

Mit dem Überflug von Mir zu Salut-7 eröffnen sich nach Blagow auch dem Flugleitpersonal neue Perspektiven: „Zwei Stationen vom Boden aus zu führen ist schon kompliziert. Was soll das erst in Zukunft werden, wenn große separate Forschungsmodule und Plattformen für kosmische Großbauten die Erde umkreisen, zwischen denen Frachter und Personaltransporter pendeln?“

Vize-Flugdirektor Viktor Blagow sieht das Kommende sehr klar: „Es ist eine Frage der Logik und nicht der späteren Zeit, daß wir ein Funkleitzentrum im Orbit brauchen. Ich denke an einen ähnlichen Basisblock wie die jetzige Mir-Konstruktion, der als ein solches Zentrum in der Umlaufbahn dienen kann.“

Deshalb blickt er mit besonderem Interesse dem Überflug von Mir zu Salut-7 entgegen. Als Starttermin nennt er uns am 7. April den 5. Mai, als Kopplungstermin den 6. Mai, kurz vor einundzwanzig Uhr. Auf Blagows Arbeitsplatz liegen schon die Regieanweisungen, Listen mit Zeittabellen und Operationsbefehlen. Anflug auf Salut-7 im 45-Grad-Winkel von unten, damit die Station lange Schatten auf Sojus wirft und das reflektierte Sonnenlicht die beiden Kosmonauten nicht blendet, deren Raumschiff die Sonne im Rücken hat. Über Südamerika wird sich Sojus-T-15 einen Kilometer hinter Salut-7 befinden, dann die Annäherungsgeschwindigkeit von 3,5 Metern pro Sekunde auf 2,2 drosseln und über dem Territorium der Sowjetunion ankoppeln.

Am 6. Mai um 20 Uhr 58 legt Sojus-T-15 an Salut-7 an.

Blagows erster Kommentar: „Wieder wurde viel Treibstoff gespart.“ Treibstoff für einen Rückflug zu Mir? Das wäre echter Pendelverkehr im All. In wenigen Wochen sind wir klüger.

FREIE WELT dankt der Presseabteilung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR für die Unterstützung zu diesem Beitrag.

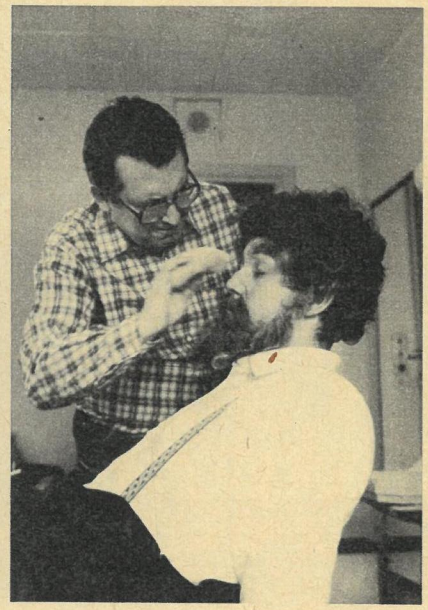
Großes Theater mit Goldenem Hahn

Sie stehen wieder am Portal, der Komponist Stanislaw Moniuszko und der legendäre Regisseur Wojciech Boguslawski, auf dessen Betreiben der monumentale Theaterbau im Herzen Warschaus zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden war. Splitterspuren an Sockeln und Säulen... wie die Millionenstadt ringsum wurde die Nationaloper im 2. Weltkrieg von den faschistischen Okkupanten geschändet, zerstört. Was blieb, war die zerfetzte Fassade und der Wille des befreiten Volkes, dieses Symbol polnischer Kultur wiedererstehen zu lassen. Nicht von ungefähr fand denn auch gegenüber dem Theater das berühmte Siegesdenkmal, „Die Warschauer Nike", ihren Platz. Das neue „Teatr Wielki" öffnete nach fünfzehn Jahren Bauzeit 1965 seine Pforten, „der nationalen Sache und der Kunst zu dienen", diese Worte liest man auf einer Gedenktafel in der Eingangshalle.

FW-Reporter Ursula Weil (Text)
und Lothar Willmann (Fotos)
auf Entdeckungen
im Warschauer Teatr Wielki.

Ein frösteliger Frühlingsmorgen, und der Fotograf findet, daß er nur bei Nachmittagssonne die Imposanz des Baus ins rechte Licht rücken könne. So gehen wir erstmal um das Theater herum – ein über 500 000 Kubikmeter ausgedehnter Komplex, wir brauchen fast eine Viertelstunde dazu – und dann hinein. Durchs Portal 4 für künstlerisches und technisches Personal, insgesamt 1500 Beschäftigte. Der Pförtner ein Typ, ein Foto. Ein freundlicher Mann. Zweiunddreißig Jahre amtierte Jan Szczepanik als Bahnhofsvorstand von Warschau-Ost, auf Pünktlichkeit sieht er noch immer, „der General kommt am pünktlichsten!“ Meint Robert Satanowski, den Generalintendanten, künstlerischen Leiter und Dirigenten. Der wohnt im 1. Stock des Seitenflügels seines Theaters, so behält er es Tag und Nacht im Auge. Sagt man scherzhaft, anerkennend. Ein leidenschaftlicher Opernmann mit großen Verdiensten zuvor in Poznań, Wrocław und Kraków, mit künstlerischen Erfahrungen, gesammelt auch bei Felsenstein in Berlin, an der Karl-Marx-Städter Oper …

Der Mann und seine Maske: Der Sänger Marek Wojciechowski wird für seinen Auftritt als König Dodon (siehe auch S. 52/53) vorbereitet.



Großes Theater...

Der Hausherr ist zur Zeit auf Reisen, doch vorsorglich hat er uns einen sachkundigen Cicerone bestimmt. Piotr Marconi war schon beim Bau dabei und beaufsichtigt heute als Ingenieur mit Spezialausbildung all die uns Laien verwirrenden mechanischen, hydraulischen, elektroakustischen, tele-, beleuchtungs- und klimatechnischen Einrichtungen, die zu dieser supermodernen, größten Bühne Europas gehören. Ihre Fläche nimmt 1200 Quadratmeter ein. Dazu gehören zwei Drehbühnen, sechs Senkbühnen, acht Seitenbühnenwagen für vorgefertigte Kulissenbauten, insgesamt 104 Dekorationsaufzüge, acht Beleuchtungsbrücken, Lichtsteuerung über Programmautomatik, Lochkartennotierung...

Das ganze Land hat damals hier mitgebaut, erzählt er stolz und steigt mit uns in den „Orkus" der acht Meter unter Straßenniveau liegenden Maschinenräume hinab und per Schnellift in den „Olymp" des fünfzig Meter hohen Bühnenhauses hinauf, läßt die hübsche Kammerbühne, Säle, Probenräume, Ateliers und Garderoben nicht aus. Denn, meint er, gute Arbeitsbedingungen seien die beste „Klimaanlage". Im fünften Stock das sogenannte Gelände der künstlerischen Arbeit, Domizil der Theatermaler, Kostümschneider, Szenografen, wo die Vorbereitungen für das für Ende Mai bevorstehende Gastspiel in der DDR auf Touren laufen, drei komplette Aufführungen, „Das Gespensterschloß", „Der Goldene Hahn" und das Mysterienspiel „Ludus Danielis" müssen maßgerecht „verpackt" werden.

Dann läßt uns die rundliche Dame Tereza in ihren Kleiderschrank schauen: 10 000 Kostüme, griffbereit sortiert, links die Damen, rechts die Herren. Jedes mit einem Zettel, wer wo was wann getragen und von wem entworfen. Phantasien in Seide, Samt, Tüll, Spitze, Leinen oder Leder, doch nicht alle Kleider kann man wie Carmen auf die leichte Schulter nehmen, das des Zaren Boris wiegt 40 Kilo! Was des Tags hier ohne Glanz scheint, wirkt des Abends festlich, pompös. Das gilt auch für den Zuschauerraum. Gehalten in den nationalen Farben Rot und Weiß, faßt er im Parkett und auf den drei Rängen 2000 Plätze, überwölbt von silbrigen Sternen und schimmernden Monden, die Lichteffekte an die Decke malen. Weite Wandelgänge, Foyers geschmückt mit Kunstwerken aus Glas, große Spiegel, Marmor, ganz wenig Gold. Ein Hinweisschild auf das Theatermuseum, das allen Gästen zugänglich und zugleich Zentrum wissenschaftlicher Forschungen ist. Hier liegt die großartige Vergangenheit des Großen Theaters für Oper und Ballett bis hin zur Gegenwart registriert, katalogisiert, konserviert, anzuschauen und anzufassen. Mehr als 150 000 Exponate, darunter Andenken an weltberühmte Stars wie Schaljapin, Caruso, Kiepura, die auf dieser Bühne Triumphe gefeiert haben. Sorgsam gehütet die Zeugnisse der Jahre 1858 bis 1872, in denen Stanislaw Moniuszko das Theater leitete, der Schöpfer der ersten polnischen nationalen Opern „Halka" und „Das Gespensterschloß", die bis heute auf den Spielplänen stehen. Neben der Pflege des Erbes, der Weltoper ist die russische Klassik eine Traditionslinie des Teatr Wielki – „Boris Godunow" gehört zum Repertoire, „Der Goldene Hahn" hatte im Januar Premiere – verfügt es über ein Ensemble von achtzig Solisten und kennt keine Sorgen mit talentiertem Nachwuchs. Jüngster Baß-

Wohlklang im Probensaal: Der Chor repetiert ein heiteres Lied aus Moniuszkos Oper „Das Gespensterschloß", die 1863 in Warschau uraufgeführt worden war.

Aus dem Theatermuseum: Der berühmte Fjodor Schaljapin (+) als Boris Godunow mit dem Ensemble des Teatr Wielki. Diese historisch wertvolle Aufnahme entstand im Jahre 1926.

solist ist Marek Wojchiechowski, ihn sollen wir in der Garderobe 080 antreffen, doch als wir die endlich finden, sitzt da ein dickbäuchiger Bärtiger und – bricht in tönendes Lachen aus. „Gestatten, König Dodon." Die Überraschung ist gelungen. Eine zweite folgt. Auf der Probebühne werden unsere Vorstellungen von einem mächtigen goldenen Hahn mit der Realität eines, nun ja, bunten Suppenhuhns konfrontiert... aber Licht, Technik und die Kunst des Fotografen tun schließlich das ihre.

Die Oper von Rimski-Korsakow entstand 1908, im Umfeld der ersten russischen Revolution. Sie griff auf das Puschkinsche Märchen zurück, das 1834 entstanden war, eine märchenhaft verkleidete bissige Satire auf Dummheit und Korruption der herrschenden Kreise im zaristischen Rußland. Die Warschauer Inszenierung, ein attraktives Spektakel, so sagt man uns, verschärft die Aussage, die Märchengestalten agieren in Kostümen aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts, die Zeit des Rußlands im Umbruch, die Vorausahnung einer kommenden Revolution, das endgültige Ende der Zarenherrschaft. Aber auch die Zeit großer technischer Entdeckungen, der ersten Autos und Flugzeuge, der Anfänge des Kinos. Und wie auf einem alten Filmband (in seinen Szenen gibt es nur schwarzweiße Farben) rollen Leben und Ende dieses Königs Dodon ab, ein skrupelloser Lebemann, der sich über Recht und Moral hinwegsetzt und an seiner Maßlosigkeit zugrundegeht. „Meine bisher schwierigste und schönste Rolle", sagt Marek Wojciechowski.

Bart und Bauch sind verschwunden, ein schlanker, jungenhafter Mann von stattlicher Basketballerfigur, einsneunzig groß, zweiunddreißig Jahre alt. Über sich zu erzählen, macht ihn ein bißchen verlegen, „meine Eltern sind wunderbare Leute. Vater ist Arbeiter in einem Lkw-Werk, Mutter ist Näherin, studiert habe ich mit einem staatlichen Stipendium, anders wär's nicht gegangen. Wenn die beiden mich auf der Bühne sehen, sind sie gerührt und wundern sich, daß ich Sänger geworden bin. Dabei hatte ich als Junge die stärkste Stimme in unserer Gegend." Die fiel auf, als der Siebzehnjährige 1971 auf dem „Festival des sowjetischen Liedes" in russischer Sprache eine Ballade von Okudshawa vortrug und den 1. Preis gewann. Zufall, daß eine ehemalige Sängerin unter den Zuhörern saß, seine Begabung erkannte und ersten Unterricht gab. Nichts verbrauche sich schneller als eine gute Stimme ohne Lehre, schärfte sie ihm immer wieder ein, wenn Marek übermütig aus vollem Halse schmetterte, und zur Disziplinierung hieß sie ihn Kontrabaß spielen. Mit zwei Arien aus „Gespensterschloß" im Kehlkopf fuhr er nach dem Abitur 1973 nach Warschau zur Aufnahmeprüfung an der Vokalmusikalischen Fakultät der Hochschule. Erinnert sich, einer von fünf Kandidaten und schrecklich allein gewesen zu sein, doch mit der besten Note bestanden. Und sechs Studienjahre vor sich. Er nutzte sie – vielleicht – intensiver als manch anderer, um seine Persönlichkeit allseitig zu entwickeln. Kreativität, sagt er, kommt aus Kenntnissen, über Menschen, Kosmos, Menschengeschichte, mich interessiert die Vergangenheit und die Zukunft, von der ich mir wünschte, sie möge friedlich sein. Ich träume gern, allein das genügt ja nicht!

Er hat schwer gearbeitet, er arbeitet schwer. Hat perfekt russisch gelernt, was seiner Rolle im „Goldenen Hahn" nützlich ist, sie wird in der Originalsprache gesungen. Und aus Vorliebe zu russischer Literatur und Musik wählte er Puschkins Drama „Boris Godunow" 1980 zum Thema seiner Diplomarbeit und schrieb über die unterschiedlichen Interpretationen des Boris in der Opernfassung, vor allem über die des genialen Fjodor Schaljapin. Von ihm besitzt er alles, sogar Originalaufnahmen, der Boris ist eine seiner Traumrollen. Wünsche und Wirklichkeit, die Probe aufs Exempel war seine Bewerbung am „Wielki". Drei Bässe, ein Glückskind – „das war ich! Gewachsen bin ich erst durch die hohen Anforderungen, die das Theater mit vielen Rollen an mich stellt. Auch in meinem Beruf lernt man am besten durch Arbeit und Vertrauen von Erfahrenen", gibt aber zu, daß seit dem Debüt als Diener Elviro in „Xerxes" ihn jeder Auftritt vor Lampenfieber flattern läßt. Kommt auf seine Träume zurück... Als Studenten machten sie einen Ausflug „auf den Spuren Bachs". Als sie in Dresden vor der Ruine der Semperoper standen, da habe er gedacht, es wäre wie im Märchen, wenn du dereinst hier mal singen dürftest! Nun erfülle sich auch das. Er freue sich dabei vor allem auf das Kennenlernen seiner Künstlerkollegen in der DDR, persönliche Kontakte ersparten manches umfängliche Kommuniqué. Er lacht und schaut auf die Uhr, „der Polizeichef Budd darf nicht zu spät kommen!" Also muß er noch zur Probe von Brittens „Albert Hering".

Letzte Fragen: Ehrgeizig? Zielstrebig. Verheiratet? Noch nicht. Verliebt? Zu wenig Zeit und zu viele schöne Mädchen. Hobbys? Gymnastik, denn ich brauche Kraft. Wir geben ihm einen Berliner Bär auf den Weg. Genau meine Stimmlage, sagt er und stürmt davon.

★

Inzwischen scheint schönste Nachmittagssonne, und der Fotograf findet, nun könne auch er das „Große Theater" ins rechte Licht rücken.

Wir danken für die freundliche Unterstützung der polnischen Kollegen von der Zeitschrift „Przyjazn".

Im nächsten Heft:

Mann vom Fach

Ekkehard Schweitzer, Vorsitzender der PGH „1. Mai" aus Hagenow, kandidiert für die Volkskammer und kümmert sich um Versorgungsangelegenheiten.

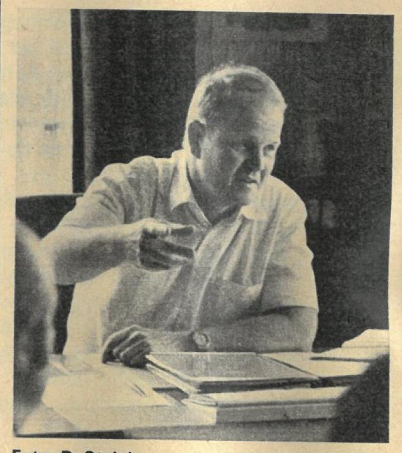


Foto: D. Steinberg

Faszination der Tiefe

Unser Moskauer Mitarbeiter Dr. Dietrich Pätzold nahm an einem Abstieg sowjetischer Speläologen in eine Höhle teil.

Memoiren

Wolfgang Langhoff: Erinnerungen des großen Theatermannes an seine „Moorsoldatenzeit", die Emigration und den Aufbau der sozialistischen Theaterkunst nach dem Kriege in der DDR.

Schwimmender Maulwurf

Der Desman – ein lebendes Relikt früherer Erdepochen, Pflegegast und Forschungsobjekt des Moskauer Zooparks.

Foto: K. Rudloff

Frau mit Schirm

Ein Ehepaar aus Eilenburg fiel schon öfter als zehntausendmal aus allen Wolken. Und s i e , die Barbara, ist Spitzenreiter in der DDR-Rekordfamilie Harzbecker.

Foto: H. P. Beyer

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

GREIFVÖGEL der Sowjetunion – 8

Rauhfußkauz

In den dichten Nadelwäldern der Mittelgebirge sind im Frühjahr bei Einbruch der Dunkelheit kurze rhythmische Rufe zu hören. Diese Laute gehören einer Eule, die zu den Zwergen unter ihresgleichen zählt – dem Rauhfußkauz. Der nächtliche Kobold führt als typischer Bewohner der Taiga eine heimliche Lebensweise, muß er sich doch wegen seines bescheidenen Körperformats vor vielen Feinden hüten. Tagsüber ruhen die Käuze in den Wipfeln der Nadelbäume, mit Einbruch der Dämmerung, wenn ihre Beutetiere – Kleinsäuger, Vögel und Insekten – munter werden, gehen sie auf Jagd. Im Sommer bilden Nachtfalter, im Fluge erbeutet, die Hauptnahrung. Diese kleine Eule spielt im Gleichgewicht der Natur eine wichtige Rolle, indem sie Tierarten reguliert, die bei Massenvermehrung dem Wald schaden könnten. Wie alle Verwandten bauen Rauhfußkäuze kein Nest; sie sind auf die Dienste der größten Spechtform, des Schwarzspechtes, angewiesen. Die von ihm hinterlassenen Nisthöhlen sind groß genug, um einem Pärchen Käuze für Jahre das notwendige Brutquartier zu bieten. Der Rückgang des Schwarzspechtes, vor allem in Mitteleuropa, zieht unweigerlich auch einen Rückgang dieser possierlichen Eulenart nach. Hier ist Hilfe des Menschen nötig. Nistkästen einer bestimmten Größe, 3 Meter über dem Boden aufgehängt, werden von den Käuzen gern angenommen. Mit anhaltendem Gesang lockt das Männchen die Partnerin zum Nistort. 28 Tage bebrütet das Weibchen die Eier, während das Männchen unermüdlich Nahrung beschafft. Ist das Angebot des Sommers reichlich, werden nahe am Nest Vorrats-

depots für ungünstiges Wetter angelegt. Die blind geschlüpften Jungeulen haben am Schnabelrand empfindliche Tastborsten, die das Aufnehmen der vorgehaltenen Nahrung in der dunklen Höhle erleichtern. Wenn die Jungtiere flügge sind, sehen sie aus wie winzige Teufelchen (Abb. oben); sie sitzen dann in der Nähe der Bruthöhle und warten darauf, daß die Altvögel ihnen Futter bringen. – Übrigens: Die Bezeichnung „Rauhfuß" rührt vor allem von der dichten weißen Befiederung der Füße und Beine her.

Text: Dr. D. Minnemann, Fotos im Berliner Tierpark: M. Barz, Vignetten: Regine Kempf

IN STICHWORTEN:

Vogeltyp:	**dämmerungsaktiver Beutegreifer, Eule**
Verbreitung:	**Nadelwälder der gemäßigten Klimate um die Nordhalbkugel**
Merkmale:	**sehr klein, rundlicher Gesichtsschleier, runder Kopf, leuchtend gelbe Iris**
Nahrung:	**Kleinsäuger, Kleinvögel und Insekten**
Brutbiologie:	**Höhlenbrüter, 3–6 Eier (in guten Nahrungsjahren bis zu zehn Stück)**

UNSERE FRAGE:

Wieviel wiegt ein frisch geschlüpfter Rauhfußkauz: a) ca. 8 g? – b) ca. 15 g? – c) ca. 22 g?
Ihre Schätzung bitte auf Postkarte mit Marke „Greifvögel 8" bis 10. Juni an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung in Heft 13.
So war es richtig in Heft 9: Edelfalken erreichen über 300 km/h (Exakt gemessen 320 km/h). – Es gewannen: 100,– M – G. Schulze, Leipzig; 75,– M – W. Pflug, Piesteritz; je 50,– M – S. Mitmeier, Meissen, H. Häuptner, Knobelsdorf, G. Stettnisch, Staßfurt.